







Ernst Hoffmann,
weiland
Großdechant und Fürsterzbischöflicher Vikarius
der Grafenschaft Glaz.

Schlesiſche
Biographien.

Von
Adam Kanger,
emeritiertem Hauptlehrer
zu
Kandek in Schlesien.

~~~~~ Mit sieben Porträts. ~~~~~

Im Selbstverlag.

Druck der Ernestus-Druckerei (Gef. m. b. H.) in Glatz.  
1902.







**Ernst Hoffmann,**

weiland

Großdechant und Fürstbischöflicher Vikarius  
der Grafschaft Glatz.

# Schlesische Biographien.



Von

**Adam Kanger,**

emeritiertem Hauptlehrer

zu

**Kandek in Schlesien.**



Mit sieben Porträts.



Im Selbstverlag.

Druck der Arneſtus-Druckerei (Geſ. m. b. H.) in Glatz.  
1902.

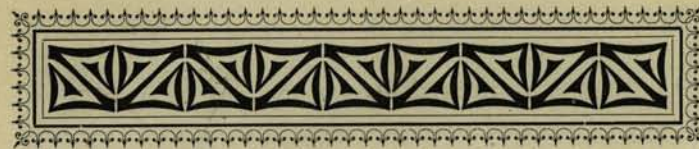






92 SL  
Lan  
Schl  
EIG

988.D"



## Vorwort.

Ich lese nichts lieber als Biographien," schrieb mir vor einigen Jahren ein Kollege im Rheinlande. „Lesen Sie fleißig Biographien!" empfahl vor einiger Zeit ein höherer Schulaufsichtsbeamter seinen Lehrern. „Schreiben Sie schlesische Biographien!" rief mir im vorigen Jahre ein hervorragender schlesischer Schriftsteller zu.

Diese Winke regten mich zu vorliegender Arbeit an.

Mit der Herausgabe dieses Werkchens beabsichtige ich:

1. Verdienstvollen Männern ein litterarisches Denkmal zu setzen;
2. die Jugend anzuregen, diesen Männern in ihrem Leben und Streben, Wirken und Schaffen nachzueifern; 3. kulturgeschichtliche Zustände, Verhältnisse und Tatsachen festzustellen und der Vergessenheit zu entziehen.

Möchte auch diese bescheidene Gabe bei den Bewohnern der schönen Grafschaft Glatz und des gemüthlichen Schlesierlandes eine freundliche Aufnahme finden! Das walte Gott!

Kandeck, im Mai 1902.

Der Verfasser.





## Vorwort

Ich habe nicht ohne Bedenken, dieses mit der  
vierten Auflage des „Lehrbuchs der  
Geschichte der Kunst“ versehen zu lassen.  
Die „Lehrbuch der Kunst“ ist ein  
Lehrbuch, das sich nicht nur dem  
Studium der Kunst, sondern auch  
dem allgemeinen Interesse der  
Kunstverliebten widmet. Es ist  
ein Buch, das die Kunst in ihrer  
Entwicklung darstellt, von den  
ältesten Zeiten bis zu den  
neuesten. Es ist ein Buch, das  
die Kunst in ihrer Bedeutung  
für die Menschheit zeigt, und  
das die Kunst als eine der  
höchsten Tugenden der Menschheit  
darstellt.

Der Verfasser



## Inhaltsverzeichnis.

|                               | Seite. |
|-------------------------------|--------|
| 1. Ernst Hoffmann . . . . .   | 1      |
| 2. Franz Schmidt sen. . . . . | 29     |
| 3. Franz Schmidt jun. . . . . | 79     |
| 4. Ignaz Reimann . . . . .    | 117    |
| 5. Franz Thamm . . . . .      | 133    |
| 6. Joseph Plafchke . . . . .  | 159    |
| 7. Franz Losky . . . . .      | 169    |







Inhaltsverzeichnis

|     |                    |
|-----|--------------------|
| 1   | Ernst Hoffmann     |
| 29  | Franz Schmidt sen. |
| 79  | Franz Schmidt jun. |
| 111 | Ignaz Reimann      |
| 131 | Franz Thamm        |
| 139 | Joseph Pilschke    |
| 169 | Franz Koser        |



## Ernst Hoffmann,

weiland

Großdechant und Fürsterzbischöflicher Vikarius der Grafschaft  
Glag, Ehrenomherr von Breslau und Stadtpfarrer  
in Neurode.<sup>1)</sup>

xx

(Siehe, Titelbild!)

xx

Einige hundert Schritte unterhalb der Kirche in Ebersdorf, Kreis Habelschwerdt, steht dicht am Wege, der durch die Mitte des wohlhabenden Dorfes führt, ein Haus mit unverhältnismäßig hohem Dache und kleinem Unterbau. Ein kleines Gärtchen an der Ostseite zieht durch seinen Blumenreichtum, insbesondere die neuesten Rosenarten, zur Sommerzeit die Aufmerksamkeit der dort verkehrenden Fremden auf sich. In dem aus Holz gebauten, altmodischen Hause wurde Ernst Hoffmann am 4. Januar 1840 geboren, und hier verlebte der später zu hohen Würden gelangte Mann seine Kindheit.

Sein Vater, Amand Hoffmann, Besitzer des bezeichneten Hauses, betrieb das Schneiderhandwerk. Er war ein Mann von scharfem Verstande, festem Charakter und untadelhaftem christlichem Lebenswandel, weshalb er allgemein geachtet wurde.

<sup>1)</sup> Als Quellen wurden benützt: „Hoffmannia“ vom Notar Stauder zu Neurode 1891, Geschichte der Dechanten und Fürsterzbischöflichen Vikare der Grafschaft Glag vom Schulrat Dr. Volkmer in Habelschwerdt 1894 und Mitteilungen mehrerer Zeitgenossen des Verewigten.



Hatte die Gemeinde eine kritische Angelegenheit auszusechten, so wurde „d'r Hofma-Schneider“ fast immer als Deputierter gewählt. Sein Handwerk verstand der Meister vortrefflich; insbesondere stellte er die damals bei den Dörflern beliebten Lederhosen passend und nett her, weshalb er als Schneider sehr gesucht war.

Mit seiner Ehefrau Theresia, geb. Wachsmann, lebte der Schneidermeister in stiller und zufriedener Ehe. Sein ältester Sohn Klemens lernte das Schneiderhandwerk und wurde später der Nachfolger seines Vaters.

Die Eltern erzogen ihre Kinder in einfacher christlicher Weise und hielten sie zum regelmäßigen Besuche der Schule und Kirche an.

Der kleine Ernst trat im Mai 1846 in die Schule seines Geburtsortes ein. Er war ein ruhiger, gesitteter Knabe, lernte ausgezeichnet und erregte durch sein vorzügliches Auffassungsvermögen bald die Aufmerksamkeit des Lehrers Fabian Hoppe und des Religionslehrers Strecke, späteren Pfarrers in Habelschwerdt.

Auch ein ganz besonderes Talent zur Musik entdeckte man in dem begabten Kinde. Knaben, die im Singen und Geigen bereits ein Jahr Unterricht genossen hatten, holte er in wenigen Wochen ein. Es wird erzählt, er habe sogar öfters kleine, kurze Messen komponiert, bei denen alle Stimmen, auch Horn, Klarinetten zc. vertreten gewesen seien.

Zu Hause beschäftigte sich der kleine Ernst mit dem Lesen von Büchern, schrieb Noten oder musizierte. In Gesellschaft mit anderen Jungen sah man ihn höchst selten. Sein intimster Schulfreund war der noch lebende Bauer Robert Klar in Ebersdorf, dessen er sich in seinen späteren Jahren, als er bereits Großdechant war, noch gern erinnerte und Freundschaft mit ihm unterhielt. Hatte er doch bei dessen Vater manche „Schnitte“ bekommen, wie er sich auszudrücken liebte.

Schon in frühester Jugend war es der Lieblingswunsch des kleinen Ernst, ein „Pater“ zu werden. Er weilte gern in der Kirche und meldete sich, um als Ministrant dem Priester am Altare zu dienen.

Aus seiner Ministrantenzeit erzählte er in späteren Jahren gern folgendes Vorkommnis:

Es waren neue, schöne rote Ministrantenröcke angeschafft worden, auf die er und seine Kameraden sich lange vorher schon freuten. Nun kam das Fest, an dem diese Röckchen beim Hochamte das erste Mal gebraucht werden sollten. Mit ihrem neuen Staate angetan schritten die sechs Ministranten, unter ihnen unser Ernst, gravitatisch an den Altar. Sie waren sich ihrer schönen Kleider bewußt und bildeten sich nicht wenig darauf ein.

Als unser Ernst darauf zu Hause beim Mittagessen saß, steckte ihm noch der Ministrantenstolz im Kopfe. Da die Eltern, die ebenfalls dem Gottesdienste in der Kirche beigewohnt hatten, gar nichts von den „schönen Ministranten“ erwähnten, so plägte er heraus: „Was mögen sich heute nur die Leute gedacht haben, als wir Sechs beim Hochamte in unsern neuen Ministranten-Röcken an den Altar marschiert kamen?“ Er erwartete, der Vater würde sein Erstaunen über die prächtigen Kleider äußern und ein belobigendes Wort für ihn haben. Dieser aber erwiderte ernüchternd: „Nu, Du tummer Junge! do hon sich de Leute gor nisch derbei gedocht.“

Die Kinderjahre des kleinen Hoffmann wurden dadurch getrübt, daß sich bei ihm eine bösartige Augenentzündung einstellte, die ihn fast um das Augenlicht brachte. Während eines Vierteljahres sah der Knabe gar nichts und mußte eine Binde über den Augen tragen. Diese Augenkrankheit führte seine spätere Kurzsichtigkeit herbei, so daß er bei Zeiten eine hochgradige Brille gebrauchen mußte.



Als der Knabe von dem Augenleiden wieder befreit war, nahete die Zeit, wo er sich für seinen künftigen Lebensberuf entscheiden sollte. Sein vorzügliches Talent sowohl wie der Eifer im Lernen bewogen den Vater Münnich, später Prälat und Pfarrer in Kunzendorf, ein gutes Wort beim Vater für unseren Ernst einzulegen, auf daß er den vielversprechenden Knaben studieren lasse.

Der Vater wies auf seine geringen Mittel hin, die es ihm nicht gestatteten, in dieser Weise für seinen Sohn zu sorgen. Beide Männer kamen schließlich darin überein, daß der Vater Kleidung und Lebensmittel für seinen Sohn beschaffen sollte; für alles andere wollten die Herren Geistlichen in Ebersdorf sorgen.

Nun wurde der kleine „Student“ ein Jahr lang vom Vater Junk für die höhere Schule vorbereitet.

Als Ernst Hoffmann elf Jahre alt war, fand er als Sextaner Aufnahme am Gymnasium zu Glatz. Zwei und ein halbes Jahr wohnte er in einem Privatquartier auf der Frankensteiner Straße. Brot, Butter und Wäsche erhielt er regelmäßig von seinen Eltern. Nach dieser Zeit wurde der fleißige und brave Schüler in das Konvikt aufgenommen und hatte von da ab freie Wohnung und Kost bis zu seinem Abgange vom Gymnasium.

Vor seinem Eintritt in das Gymnasium zu Glatz hatte ihm bereits Herr P. Strecke, Religionslehrer am Gymnasium, Freitische für jeden Tag in der Woche besorgt. Sonntags speiste er beim Bürgermeister, Freitags in der Mühle. Am letztgenannten Orte wurden ihm Klöße, sein Lieblingsgericht, vorgesetzt.

Auf den Tisch des Bürgermeisters kamen eines Tages gebratene Tauben. Solch leckere Speise hatte der kleine Student noch nie genossen; sie mundete ihm vortrefflich, aber die übriggebliebenen Knöchelchen brachten ihn in große Verlegenheit. Er wußte nicht, wohin er sie legen sollte; weder

der Tellerand, noch der Tisch schienen ihm geeignete Orte dafür zu sein. Kurz entschlossen warf er sie über die Achsel auf den Fußboden. Sein lebenswürdiger Wirt lächelte still über die ländliche Sitte seines kleinen Gastes, sagte ihm aber beim nächsten Male, er möge nur getrost die Knöchelchen auf den Teller legen.

Im Studium machte Hoffmann solche Fortschritte, daß er fast jedes Jahr prämiert wurde. Einmal erhielt er als erste Prämie ein „Griechisch-deutsches Lexikon“ von großem Werte.

Während der Ferienzeit half er in den ersten Jahren gern seinen Eltern bei den häuslichen und landwirtschaftlichen Arbeiten; später hielt er sich in der schulfreien Zeit bei dem damaligen Großdechanten Ludwig auf, dem er bei den Schreibereien half.

Nach einem mit Auszeichnung abgelegten Abiturienten-Examen ging Hoffmann vom Gymnasium in Glatz ab und widmete sich dem Studium der Theologie.

Nach dreijährigem Studium an der Universität zu Breslau trat er in das fürstbischöfliche Alumnat daselbst ein und wurde nach einem dreivierteljährigen Kursus von dem damaligen Fürstbischof von Breslau, Dr. Heinrich Förster, am 4. Juli 1863 zum Priester geweiht.

Als neugeweihter Priester kehrte er in sein Heimatsdorf Ebersdorf zurück und feierte daselbst sein erstes heiliges Messopfer.

Die Ferienwochen waren dem jungen Priester knapp zugemessen. Ende August 1863 wurde er von dem Großdechanten Ludwig ohne besonderes Dekret nach Neurode gesandt, um einstweilen dort in der Seelsorge auszuweichen. Seine Anstellung als Kaplan an einem anderen Orte sollte später erfolgen.



Die Vorsehung hatte es anders beschlossen: Er blieb in Neurode, wurde als Kaplan fest angestellt, stieg von Stufe zu Stufe und seine irdische Hülle hat in der Mitte der Neuroder Gemeinde eine bleibende Ruhestätte gefunden.

Als Pater Hoffmann in Neurode eintraf, wurde daselbst gerade ein Kinderfest gefeiert. Freudig begrüßten Jung und Alt den neuen Pater, als er an der Seite seines Pfarrers, des Konsistorialrates Franz Brand, auf dem Festplatze erschien.

Begeistert für seinen erhabenen Beruf begann Pater Hoffmann seine priesterliche Wirksamkeit in Neurode. Schon mit seiner ersten Predigt gewann er das Vertrauen und die Herzen seiner Zuhörer.

Da ihm von Ebersdorf aus bereits ein guter Ruf voranging, und da er die Pflichten als Hilfsseelsorger aufs eifrigste und gewissenhafteste erfüllte, so erfreute er sich bald der Gunst und Liebe aller Gutgesinnten. Reiche und Arme, Erwachsene und Kinder, Katholiken und Andersgläubige schätzten und verehrten ihn.

Mit großer Vorliebe hörten die Kirchenbesucher die ausgezeichneten Predigten des Pater und späteren Pfarrers Hoffmann. Seine Kanzelvorträge waren nicht nur tief durchdacht sondern auch stets, von dem ersten an, so fließend als würden sie, wie der Volksmund sich ausdrückt, aus dem Buche gelesen. Wie ein ruhiger Strom floß seine Rede dahin. Er kannte genau die Schäden, an denen unsere Zeit krankt und verfehlte nicht, sie aufzudecken, aber immer mit Schonung der Personen.

Was er als Prediger leistete, und bis zu welcher Meisterschaft er es im Vortrage gebracht, das ergibt sich aus folgender Thatsache: Nachdem die Pfarrkirche durch Feuer zerstört worden war, wurde der sonn- und festtägliche Gottesdienst in der Kreuzkirche und in der sogenannten Bräderkirche abgehalten. In der Kreuzkirche wirkten die Kapläne in der Seelsorge; in der Bräderkirche aber hielt Hoffmann allein

Frühmesse, Hochamt und Predigt, nachdem er am Vorabend und vom frühesten Morgen an Beichte gehört hatte. Alle diese Funktionen verrichtete er, auch wenn mehrere Festtage unmittelbar aufeinander folgten. Daß von längerer Vorbereitung für die Predigt bei den vielen Amtsgeschäften nicht die Rede sein konnte, liegt auf der Hand. Und doch wie klar und überzeugend, wie warm und herzlich sprach er! „Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über,“ dieses Sprichwort traf bei P. Hoffmann buchstäblich zu. Durchdrungen von der Wahrheit des göttlichen Wortes, erfüllt von Liebe zu der ihm anvertrauten Herde fehlte ihm nie das treffende Wort. Zuweilen war sein Gemüt von dem Gegenstande, über den er sprach, so gerührt, daß ihm Tränen über die Wangen rannen. Nur wenige seiner Zuhörer bemerkten dies, da sich die innere Bewegung in der Stimme nicht wahrnehmen ließ. Wie unwillkürlich berührte sein Finger die Wange und wischte dabei die Träne ab.

Als Priester war er in jeder Beziehung ein treuer Sohn der katholischen Kirche — Anwandlungen von Staatskatholizismus hatte er nie. Er machte aus seiner festen katholischen Überzeugung niemals Hehl und zog sich nie zurück, wenn es galt für die Rechte und Freiheiten der Kirche einzutreten. Bei den Wahlen ließ er sich niemals auf Unterhandlungen ein, um etwa für einen anderen als einen Centrumsmann einzutreten.

Sein sittliches Leben war ein Ausfluß seines Glaubens; rein und tadellos stand er da. Mit peinlicher Sorgfalt wachte er über die von einem Priester besonders geforderte Tugend der Keuschheit; auch den Schein, sich gegen diese Tugend zu verfehlen, vermied er.

Das heil. Messopfer brachte er mit größter Andacht und Ehrerbietung dar, so daß sich die Anwesenden an ihm erbauten. Man will wiederholt bemerkt haben, daß bei der heil. Wandlung Tränen über seine Wangen rollten. An die



kirchlichen Vorschriften über die Feier des heil. Opfers hielt er sich streng. Eine ganz besondere Liebe und Andacht zum allerheiligsten Sakramente und zur Gottesmutter erfüllten ihn; davon zeugten der Unterricht in der Schule und die Innigkeit seiner Predigten über dieses Sakrament und über die allerjüngste Jungfrau Maria.

Im Beichtstuhle war P. Hoffmann als junger Geistlicher sowohl wie in seinen späteren Jahren unermüdet tätig. Er genoß als Seelenarzt großes Vertrauen; denn er hörte mit väterlicher Liebe, Geduld und Langmut die Bedrängten an, hatte Mitleid mit den menschlichen Schwachheiten und Fehlern, konnte aber auch zu scharfer Medizin greifen, wenn er sich nur dadurch Heilung des Gebrechens versprach. Seine liebevollen, herzugewinnenden Worte, verbunden mit einem heiligen Ernste und Eifer haben gewiß gar manches irrende Beichtkind auf den Weg des Heiles gebracht.

Zu bewundern war seine Ausdauer im Beichtehören. In der Osterzeit kam es wiederholt vor, daß er an den Vorabenden der Sonn- und Festtage nachmittags von vier Uhr bis nachts elf Uhr mit einer viertelstündigen Unterbrechung im Beichtstuhle saß, und daß er am nächsten Morgen um sechs Uhr schon wieder daselbst tätig war.

Nicht minder eifrig wie in der Kirche zeigte sich P. Hoffmann im Besuche der Schulen. Ein Lehrer äußert sich über seine Unterrichtsweise in folgenden Worten: „Es war eine Lust, Herrn P. Hoffmann zuzuhören, wie er sich den Kleinen beim Unterrichte verständlich zu machen suchte. Ein Mann aus dem Volke, reich mit Gemüt und Verstand ausgestattet, suchte er sich in kindlicher, volkstümlicher Weise auszudrücken. Es kamen allerdings mitunter Fragen vor, die mancher Pädagoge bemängelt haben würde. Die Hauptsache bei ihm aber blieb die, sich in die kindliche Denk- und Ausdrucksweise herabzulassen. Es steht mir noch lebhaft in Erinnerung, wie einst bei der Osterprüfung Herr P. Hoffmann in der Religion

examierte und die Frage stellte: „Was bringen denn die kleinen Kinder mit auf die Welt?“ Ein entfernt, im Hintergrunde sitzendes Mädchen erhob die Finger, und auf die Aufforderung: „Na, sag's!“ erfolgte zur allgemeinen Heiterkeit die Antwort: „Einen Pfeffermon.“

Ein Buch nahm P. Hoffmann während des Unterrichtes nie zur Hand; auch mit den Worten des Katechismus fragte er höchst selten. Dabei stellte er an den Verstand des Kindes ziemlich hohe Anforderungen. Kam die gewünschte Antwort manchmal auch nicht bald, seine Geduld und sein pädagogisches Geschick wußten sie doch herauszuholen. Obgleich er nie körperliche Züchtigungsmittel anwandte, herrschte doch während seines Unterrichtes in der betreffenden Klasse die größte Ruhe, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgten die Schüler seinen Worten; denn er verstand das Interesse für den Unterricht bei den Kleinen zu wecken und ihre Herzen zu erwärmen.

Im Jahre 1866 stand Pater Hoffmann schon einmal sehr nahe am Rande des Grabes. Die Cholera trat in Neurode so heftig auf, daß drei Wochen hindurch täglich sechs bis sieben Personen starben. Durch die vielen Krankenbesuche war sein etwas schwächerer Körper übermäßig angestrengt worden. Dazu kam, daß er, bei einem Versetzungsgange angesteckt, selbst von der Cholera ergriffen wurde. Doch er genas und ging in wenigen Tagen wieder seiner gewohnten Beschäftigung nach.

Nach dem Kriege 1866 gingen im gesellschaftlichen Leben in Neurode mancherlei Veränderungen vor, die hauptsächlich in der politischen Bewegung jener Zeit ihren Grund hatten. Die gutgesinnten Katholiken sahen sich der gegnerischen Partei gegenüber gezwungen, sich zu vereinen und ihre Maßnahmen zur Abwehr zu treffen. So entstand ein sogenanntes Kasino, gegründet von einigen gut katholischen, charakterfesten Männern. Alle Wochen fanden an bestimmten Tagen Zusammenkünfte statt, worin die Tagesfragen, besonders Übergriffe der katholischen



feindlichen Presse, zur Besprechung kamen. In diesen Versammlungen fand P. Hoffmann vielfach Gelegenheit, sich nützlich zu machen.

Der Gesellenverein erwählte Herrn Pater Hoffmann gegen Ende der sechziger Jahre zu seinem Präses. Hoffmann nahm die Wahl an und ist bis zu seinem Tode den Gesellen ein geistlicher Vater geblieben. Die Tätigkeit, die der neue Präses im Vereinsleben entfaltete, war bewundernswert. Er hielt interessante, geistreiche Vorträge, gemütvoll, ernste und launige Ansprachen, traf mit gutem Geschmac und feinem Verständnis für das Schöne Anordnungen bei Theateraufführungen, bei der Feier von Stiftungsfesten u. s. w. Alle Angelegenheiten des Vereins leitete und erledigte er mit Geduld, Ruhe und Umsicht. Die Gesellen liebten und verehrten ihn wie ihren geistlichen Vater.

Kurze Zeit nach seiner Erwählung zum Präses wurde ihm an seinem Namenstage von den Söhnen Kolpings ein Ständchen gebracht. Darüber freute er sich sehr; denn er liebte den Gesang. Nach dem Ständchen wurden die Gesellen von ihm ins Vereinslokal beschieden. Dort bereitete ihnen der Präses einen vergnügten Abend. Als Anerkennung stattete ihm der Senior des Vereins seinen Dank versehentlich mit einem „Lebewohl!“ statt mit einem „Lebehoch!“ ab. Darauf erwiderte der Präses scherzend: „Nu, nu! ihr habt mich ja erst gewählt; habt ihr mich denn schon satt?“

Unter seiner Leitung erreichte der Verein seinen Höhepunkt. Im Jahre 1885 feierten die Gesellen das fünfundzwanzigjährige Vereins-Jubiläum, das sich unter der Leitung des hohen Präses zu einer wahrhaft imposanten Festlichkeit gestaltete. Viele Priester, darunter auch der damalige Diözesan-Präses der schlesischen Gesellenvereine, Geistlicher Rat Bode, nahmen daran teil. Den Glanzpunkt dieses Festes bildete der von dem Präses arrangierte prächtige Arbeiterzug, der durch die Stadt geführt wurde.

P. Hoffmann hatte Sinn für alles Schöne und Gute, mußte alles in rechter Weise einzurichten, anzufangen und die geeigneten Persönlichkeiten dafür zu gewinnen.

Im Jahre 1868 bat der Großdechant Ludwig wegen hohen Alters um Entbindung von seinem Amte. Da er hierbei fest beharrte, so wurde sein Entlassungsgesuch vom Kardinal, Fürsten Friedrich von Schwarzenberg, Fürstbischof von Prag, genehmigt und Konsistorialrat Brand in Neurode zu dessen Nachfolger ernannt. Die Übergabe des Amtes nebst dem Archiv erfolgte am 1. Mai 1869. An diesem Tage siedelte der bisherige Dekanatssekretär Conrad nach Neurode über.

Weil die Dekanats- und Vikariatsgeschäfte an Umfang zugenommen hatten, so ernannte der Großdechant Brand den bisherigen Kaplan Hoffmann zum Hilfssekretär. An dessen Stelle wurde als zweiter festangestellter Kaplan Pater Augustin Staude berufen. Conrad und Staude, sowie der erste Kaplan Julius Urban waren geborene Neuroder.

Nun begann, wie P. Staude in der „Hoffmannia“ sich äußert, auf dem alten Pfarrhose in Neurode eine schöne Zeit, eine Zeit der Gemütlichkeit und eines patriarchalischen Verhältnisses zwischen der Geistlichkeit.

Der Großdechant Brand, ein allgemein beliebter und hochverehrter Priester, seit fast dreißig Jahren in Neurode, war gleichsam der geistliche Vater, um den sich vier Söhne scharten.

„An den Vormittagen,“ so erzählt P. Staude in dem genannten Buche, „sahen wir einander fast gar nicht, oder nur in der Kirche. Da ging ein jeder seinem Amte nach, der eine in diese, der andere in jene Schule; der eine hielt ein Begräbnis, der andere eine Kopulation u. s. w. Erst zu Mittag bei Tische fanden wir uns zusammen und freuten uns. Da wurde nun über Politik, über amtliche und andere Dinge



verhandelt. Wenn Mitbrüder in amtlichen Angelegenheiten oder zu Besuch zum Großdechanten kamen, wurde über die Verhältnisse in der Grafschaft gesprochen, so daß die Stunden der Mittagstafel der leiblichen und geistigen Erholung gewidmet waren.

An den Nachmittagen ging ein jeder wieder seiner Pflicht nach; die Herren vom Amte arbeiteten mit der Feder und wir Kapläne widmeten uns den Seelsorgsverrichtungen, so daß die Abendtafel und die darauf folgenden Abendstunden wieder zur Unterhaltung dienten.

Wenn die verschiedenen Vereine nicht unsere Anwesenheit in Anspruch nahmen, brachten wir Vier, Sekretäre und Kapläne, in der Regel die Abende gemeinsam bei einem aus uns zu, zumeist auf dem Zimmer des Pater Hoffmann."

Nur zwei Jahre dauerte diese schöne, glückliche Zeit; dann fiel ein Blatt nach dem andern von diesem „vierblättrigen Kleeblatte“, das hier in der Tat Glück bedeutete, ab. Der damalige wirkliche Sekretär Conrad verließ Neurode, um die Seelsorge im Stift Scheibe bei Glas zu übernehmen. An dessen Stelle wählte Großdechant Brand den Pater Hoffmann zu seinem alleinigen Sekretär.

Eine geeignetere Persönlichkeit konnte, nach dem einstimmigen Urteile von Priestern und Laien, für dieses Amt wohl kaum gefunden werden; war doch Hoffmann schon bei Großdechant Ludwig in einer guten Schule gewesen. Bedauert wurde nur von der Kirchengemeinde, daß der Pater der Seelsorge mehr entzogen wurde. Dem Großdechanten Brand war der Sekretär eine kräftige Stütze.

Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erschienen die Maigesetze, und der sogenannte Kulturkampf machte sich wohl an keinem Orte der Grafschaft Glas so fühlbar als in Neurode. Der Großdechant Brand wurde wegen Übertretung der Maigesetze in Anklagezustand versetzt, verurteilt und ausgepfändet; das Kasino wurde geschlossen

und der Vorstand zur Aushändigung der Bücher und Akten genötigt. Dann kam der Monstre-Prozeß wegen Aufführung des „Pfarrer von Kirchfeld“ im Theater, der wohl ein ganzes Jahr die Gemüter in Aufregung hielt.

Ein Jahr ohngefähr war P. Hoffmann Lokalschulinspektor; dann wurde ihm dieses Amt entzogen und einem weltlichen Herrn übertragen.

Am 12. Dezember 1876 wurde Großdechant Brand von einem Schlaganfälle heimgesucht, der seine frühere rege Tätigkeit hemmte, so daß er beabsichtigte auf sein Amt zu resignieren. Von allen Seiten wurde ihm aber zugeredet, diesen Schritt nicht zu tun, weil es der ausgebrochene Kulturkampf unmöglich mache, einen anderen Großdechanten an seine Stelle zu setzen. Man sagte ihm, er möge nur seinen Namen hergeben, die Arbeit würde der in seine amtliche Wirksamkeit eingerichtete Sekretär Hoffmann schon verrichten; auf den könne er sich getrost verlassen.

In der Tat zeigte sich P. Hoffmann seiner schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen. Alles, was in jener Zeit Aufregendes und Unangenehmes den Großdechanten in seinem Amte berühren und seiner Gesundheit schaden konnte, das hielt der Sekretär von ihm fern, bearbeitete die Angelegenheit selbständig ohne den Großdechanten damit zu behelligen; nur die Unterschrift erbat er sich von ihm.

So wurden alle amtlichen Geschäfte trotz der Kränklichkeit des Großdechanten ordnungsmäßig erledigt, bis endlich der gefürchtete Schlag eintraf, und der Tod den Großdechanten aus der Zeitlichkeit zur Vergeltung in die Ewigkeit abrief.

Was wird nun werden, wie wird es nun gehen? fragte damals bekümmert am Grabe des Großdechanten Brand die Priesterschaft der Grafschaft Glas, da von dem Erzbischof in Prag ein neuer Großdechant nicht eingesetzt werden konnte.

Wie wird es nun gehen? riefen auch tiefbekümmert die katholischen Einwohner von Neurode, da die Pfarrei verwaist



war und ein neuer Pfarrer nicht kirchlich angestellt werden konnte.

Wie begründet auch die Befürchtungen für die Zukunft waren, so schwanden sie doch nach und nach, denn die amtlichen Angelegenheiten lagen in den bewährten Händen des nun vom Bischofe amtlich ernannten Vikariats-Sekretär Ernst Hoffmann. Er arbeitete als solcher, lavierte und führte stillschweigend die amtlichen Geschäfte der geistlichen Oberleitung der Grafschaft Glatz. Je nach der strengeren oder milderen Ansicht einzelner Beamten wurde er von der Regierung und den Gerichten als Vertreter des Bischofs teils anerkannt, teils nicht anerkannt; aber es ging doch und mußte gehen, ob gut oder nicht gut.

Von den Priestern der Grafschaft Glatz wurde er in seiner amtlichen Stellung ohne Ausnahme anerkannt, geschätzt und geliebt.

Auf dem Pfarrhose in Neurode trat nun ein Akt edlen, christlichen Kommunismus ein. Die Herren Patres Hoffmann, Anlauf und Tschöpe bildeten das „Dreiherrnstift,“ wie es scherzweise genannt wurde. Sie kauften gemeinschaftlich aus dem Nachlasse des Großdechanten Brand und anderwärts alles, was zu einem geordneten Haushalte für Küche und Keller nötig war und richteten eine eigene Wirtschaft ein. Alle Einkünfte der Pfarrei flossen in eine Kasse, aus der alle Bedürfnisse, die bisherigen Gehälter für die drei Herren, die Löhne für die Dienstboten zc. bestritten wurden. Sekretär Hoffmann war der Verwalter und Kassierer, der nach jedem halben Jahre den Überschuß gleichmäßig verteilte.

Für den Pater Hoffmann waren diese 2<sup>1/2</sup> Jahre schwere Zeiten. Sorgen und Arbeit wollten ihm manchmal zu Kopfe wachsen, aber er verlor den Mut nicht. Wenn ein verzwicktes Aktenstück eingegangen war, das ihm Kopfschmerzen machte und Falten auf seiner Stirn erzeugte, so griff er nach seiner geliebten langen Tabakpfeife, stopfte sie in stillem Unmut,

rauchte sie an, schloß dicke Tabakswolken vor sich her, schritt eine halbe Stunde in der Stube auf und ab, überlegte die Angelegenheit, und wenn die Pfeife ausgeraucht war, hatte er die Antwort im Kopfe fertig; eine Antwort, die Hand und Fuß hatte und die den Nagel so zu sagen auf den Kopf traf.

Endlich, nachdem sich die Wogen des Kulturkampfes etwas beruhigt hatten, war die Besetzung des Dekanatamtes wieder möglich geworden. Ende 1881 wurde Pfarrer Nitschke in Rengersdorf als Großdechant eingesetzt, während Hoffmann für seine Verdienste um die treue Verwaltung des Dekanats- und Vikariatamtes in so schwerer Zeit zum fürsterzbischöflichen Notarius ernannt wurde.

Nach der Übergabe des mühevollen Amtes und der Akten an den neuen Großdechanten folgte eine Zeit, in der sich P. Hoffmann mit Ruhe der Seelsorge widmen konnte. Diese Zeit währte aber kaum zwei Jahre. Unerwartet starb der Großdechant Nitschke und Notarius Hoffmann wurde zu dessen Nachfolger ausersehen. Am 3. November 1883 kam seine Bestätigung als Großdechant der Grafschaft Glatz in Neurode an.

Schon am 5. November 1883 wurde Hoffmann von dem als fürsterzbischöflicher Kommissarius fungierenden Konsistorialrat und Pfarrer Münnich in Kunzendorf in sein Amt als Großdechant der Grafschaft Glatz eingeführt und in der Pfarrkirche zu Neurode vereidigt.

Von seiten des neuen Großdechanten wurde durch Anzeige an die Herren Geistlichen und Kirchenvorstände der Grafschaft Glatz der 15. November 1883 als der Tag seines Amtsantrittes bestimmt.

Am 8. November wurde das für die Stadt Neurode besonders freudige Ereignis von den Einwohnern mit einem



großartigen Fackelzuge und einem Abendständchen gefeiert, wobei Stadtverordneten-Vorsteher Sindermann die Begrüßungsrede hielt und dem neuen Großdechanten die Glückwünsche der Stadt darbrachte.

Nun hatte die Grafschaft Glatz wieder einen Großdechanten, aber die Pfarrei Neurode noch keinen Pfarrer. Doch auch dieser ließ nicht lange auf sich warten.

Als Se. Eminenz der Kardinal und Fürsterzbischof Friedrich von Schwarzenberg in der Person des Notarius Hoffmann dem Kultusminister v. Puttkamer seinen neuen Vertreter, Vicarius foraneus und Großdechanten benannt hatte, antwortete ihm dieser, es wäre wünschenswert, daß der neue Großdechant auch Pfarrer sei. Darauf entgegnete der Erzbischof, daß dieses auch sein Wunsch wäre. Auf diese Mitteilung hin präsentierte der Patron von Neurode, Graf Wilhelm v. Magnis auf Eckersdorf den neuen Großdechanten als Pfarrer von Neurode. Die Investitur wurde schon am 27. Dezember 1883 von oben erwähntem Kommissarius G. Münnich in der Stadtpfarrkirche zu Neurode feierlichst unter großer Teilnahme des Grafschafter Klerus, der Stadtbehörden und der Gemeindeglieder der Pfarrei Neurode vorgenommen und dann als vollendete Thatfache von dem Großdechanten selbst dem Oberpräsidenten von Schlesien angezeigt. So hatte trotz der Maigesetze die Stadt Neurode wieder einen ordnungsmäßig angestellten Pfarrer.

Nun schienen ruhige und glückliche Jahre für die katholische Kirchengemeinde wie für ihren Seelsorger zu kommen, aber nach kaum fünf Monaten brachte ein ungeahntes Unglück Schrecken, Trauer und Kummer der Gemeinde und ihrem Pfarrer.

Am 24. Mai 1884, den Freitag nach dem Feste Christi Himmelfahrt brach in der vierten Nachmittagsstunde in dem Hinterhause einer Ecke des Ringes Feuer aus, das mit reißender Schnelligkeit um sich griff. Während sich alle Löschkräfte auf diesen Ort des Brandes lenkten, führte der

Wind einen Feuerbrand auf das Dach der katholischen Pfarrkirche. Bei der großen Dürre, die damals gerade herrschte, geriet das Schindeldach unvermutet in Brand, und das schöne Gotteshaus stand bald über und über in Flammen.

Großdechant Hoffmann verhandelte amtlich mit zwei Parteien in seiner Stube, als der Ruf: „Die Kirche brennt!“ in seine Ohren drang. Sofort aus dem Pfarrhause, das bald darauf von den Flammen ergriffen wurde, stürzend, eilte er in die Kirche, um das Allerheiligste aus dem Tabernakel zu retten. Er trug es in ein von dem Brande entferntes Haus auf dem Ringe, wo es einstweilen aufbewahrt wurde.

Die Kirche und die Pfarrgebäude wurden ein Raub der Flammen; nur das Archiv des Dekanatamtes, das Mobiliar des Großdechanten und der Kapläne wurde gerettet.

Für den Pfarrer Hoffmann brachte diese Feuersbrunst unbeschreibliche Betrübnis, nicht nur dadurch, daß seine Kirche und sein Pfarrhaus in Asche gelegt worden waren, sondern weil ein großer Teil seiner Pfarrkinder obdachlos und verunglückt war. Es gehörte der starke Charakter eines Mannes, wie Hoffmann war, dazu, um den Mut nicht sinken zu lassen.

Großdechant Hoffmann, sein Sekretär, die Kapläne und der Glöckner wurden mit Genehmigung des Regierungspräsidenten Junker von Ober-Conreut in der einen Hälfte der neuen Stadtschule einquartiert. Die sogenannte Bräderkirche wurde zur Pfarrkirche bis auf weiteres erklärt und in dieser, wie auch in der Kirche zum hl. Kreuz sonn- und festtäglicher Gottesdienst gehalten.

Es folgten wiederum Jahre des Kummers, der Sorge und Arbeit für den Großdechanten Hoffmann, die zwar den kräftigen Mann äußerlich nicht niederdrückten, aber seine Lebenskraft aufrieben. In beschränkten Wohnungsverhältnissen mußte er seines Amtes walten. Die Kirchen, in denen Gottesdienst in den Notjahren gehalten wurde, waren ziemlich



weit entfernt und erschwerten den Dienst der Geistlichen, besonders im Winter. Dieser Notstand dauerte volle sechs Jahre.

Nachdem die Bauunterhandlungen durch die Bemühungen des Großdechanten so weit gediehen waren, daß zum Angriff des Baues geschritten werden konnte, tröstete er sich mit der Hoffnung, einen herrlichen Tempel zur Ehre Gottes erstehen zu sehen. Doch ihm erging es nach dem Ratschlusse Gottes, wie dem Moses; er sollte die Schönheit des neuen Gotteshauses ahnen, aber dessen Vollendung nicht erleben.

Werfen wir noch einen Blick auf das amtliche und außeramtliche Wirken des Großdechanten und Pfarrer Hoffmann in seinen letzten Jahren.

Als Vorgesetzter verlangte Großdechant Hoffmann von seinen geistlichen Mitbrüdern vor allem treue Pflichterfüllung, trug aber den Umständen des Alters, der großen Seelenzahl, körperlicher Schwäche zc. gebührend Rechnung.

Musterhaft waren besonders seine Ansprachen, die er als Großdechant bei Einführung eines neuen Pfarrers, der sogenannten Installation, hielt. Es waren dies wahrhaft bischöfliche Worte. Zu bewundern war auch die Mannigfaltigkeit der Themata, obgleich der Gegenstand an sich nur eine kleine Auswahl zu bieten scheint. Immer wußte er dabei die örtlichen Verhältnisse und Bedürfnisse geschickt zu verwenden, ohne bestimmten Personen zu nahe zu treten. Nur ein Beispiel sei an dieser Stelle angeführt.

Bei der Installation eines neuen Pfarrers einer kleinen Kirchgemeinde auf dem Lande stellte der Festprediger die Verwaltung des Pfarramtes als ungemein schwierig dar. Insbesondere sprach er sein tiefes Bedauern darüber aus, daß sein geistlicher Mitbruder auf dem einsamen, vom Weltverkehr entfernten Dorfe keinen einzigen Menschen habe, mit dem

er freundschaftlich verkehren könne, also ganz auf sich selbst angewiesen sei.

Die anwesenden Mitglieder der Kirchgemeinde waren von diesen Worten keineswegs erbaut; denn sie ehrten und liebten ihren neuen Pfarrer, der schon seit einer langen Reihe von Jahren als Seelsorger in ihrer Mitte weilte. Sie wußten auch, daß ihr Pfarrer in der Gemeinde einen Freund hatte, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte, der ihm sehr nahe stand, den er täglich besuchte; einen Freund, der Freud und Leid mit ihm teilte; einen Freund, wie er ihn treuer an keinem andern Orte finden konnte.

Daß die Festpredigt keinen günstigen Eindruck auf die Zuhörer machte, das fühlte niemand mehr als der Großdechant; denn die Wahrheit ging ihm über alles. Wie sollte diese aber ausgesprochen werden ohne den Prediger zu verletzen? Das war eine schwierige Aufgabe.

Der Großdechant löste sie in meisterhafter Weise. Vor der Vereidigung hielt er eine kurze Ansprache, in der er dem neuen Pfarrer Mut zusprach und darauf hinwies, daß dessen Amt in der kleinen Kirchgemeinde keineswegs ein schwieriges sei. „Einen Freund,“ sagte er wörtlich, „findet der Geistliche wohl in jeder Gemeinde, und wenn er keinen findet, so soll er hierher kommen“ — dabei zeigte er auf den Tabernakel — „da findet er den besten Freund.“

Mit diesen wenigen Worten ungeschminkter Wahrheit stellte der Großdechant den Sachverhalt richtig ohne jemanden zu verletzen, und die Herzen der Zuhörer schlugen ihm dankbar entgegen.

Mit seinen Kaplanen verkehrte Großdechant Hoffmann in gemüthlicher Weise; er ließ jedem seine Rechte, ja freute sich aufrichtig, wenn er sah, daß seine Hilfspriester tüchtig in ihrem Berufe waren, und wenn sie von den Gläubigen geliebt und geschätzt wurden. Kleinliche Eifersüchteleien auf ihren etwaigen Erfolg waren ihm vollständig fremd. Dabei



liebte er sie von Herzen und weinte wie ein Kind, als einer seiner Kapläne an einen andern Ort seiner Wirksamkeit ging. Gerühmt wurde am Großdechanten Hoffmann seine große Verschwiegenheit. Kein amtliche Angelegenheiten teilte er nicht einmal seinen besten Freunden mit, selbst dann nicht, wenn sie ihn dazu drängten. Ein humoristischer Geistlicher verglich einst den Schweiger General-Feldmarschall von Moltke mit dem Großdechanten Hoffmann und sagte: „Jener ist verschwiegen wie das Grab, dieser wie ein ganzer Kirchhof.“

Das Vereinswesen pflegte Pfarrer Hoffmann in aufopferungsvollster Weise. Außer den frommen, kirchlichen Vereinen bestanden in Neurode der Männer- und Jünglingsverein; der Mütter-, der Vincenz- und der Elisabeth-Verein.

Im Männervereine erschien er, mit Ausnahme der letzten Jahre, regelmäßig in den wöchentlichen Sitzungen und hielt stets den Vortrag, wenn die Reihe an ihn kam. Es war erstaunlich, mit welcher Sachkenntnis, Tiefe und Lebendigkeit er sprach, obgleich ihm bisweilen nur wenige Augenblicke zur Vorbereitung geblieben waren.

Den Verein christlicher Mütter leitete er durch sechzehn Jahre ausschließlich und hielt die monatlichen Vorträge mit größter Aufopferung. Die christlichen Mütter denken noch heute mit inniger Dankbarkeit ihres ehemaligen geistlichen Vaters und beten in den Monatsversammlungen für ihn.

Auch im Vincenz- und im Elisabethvereine war Großdechant Hoffmann in früheren Jahren ein tätiges, später ein Ehrenmitglied.

Selbst im vaterländischen Frauenvereine, den die Frau Pastor leitete, hielt er Vorträge, die mit großem Beifall aufgenommen wurden.

Es ist eine charakteristische Eigentümlichkeit wahrhaft großer Männer, daß sie ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse oft Dingen zuwenden, die von anderen als nebensächlich und kleinlich kaum beachtet werden. Diese Eigentümlichkeit besaß

auch Großdechant Hoffmann. Nur ein Beispiel sei hier angeführt.

Jeden Freitag nachmittags um drei Uhr mußten sämtliche Ministranten in Neurode auf seine Stube kommen und die Ministratur auffagen. Dabei hielt er streng auf richtige Aussprache und richtige Betonung. Freilich kam es nicht selten vor, daß die Knaben wieder fortgeschickt wurden, da er verhindert war, sie anzuhören. Der Mühe, die Knaben die Ministratur auffagen zu lassen und die dabei begangenen Fehler zu verbessern, unterzog sich P. Hoffmann noch als Großdechant.

Was für ein treuer, gefälliger und freundlicher Nachbar Pfarrer Hoffmann seinen Mitbrüdern war, davon weiß jeder nur Lobenswertes anzuführen. So beschäftigt er auch immer sein mochte, so oft ihm auch die Zeit fehlte, so lang sich auch manchmal die Besuche ausdehnten, so hat ihn doch gewiß niemand unwillig, mürrisch, unzufrieden, mißlaunig gesehen; jeden empfing er mit gleicher Liebe und Herzlichkeit und widmete ihm bereitwillig seine kostbare Zeit.

Aber nicht bloß gegen Priester war er, so zu sagen, die Liebe selbst, sondern auch gegen Laien. Wie oft waren Deputationen von Kirchenvorständen oder einzelne Herren mit Anliegen, Klagen und Beschwerden bei ihm! Niemand hatte sich über unfreundliche Aufnahme zu beschweren, auch dann nicht, wenn er dem Begehren der Bittsteller nicht willfahren konnte.

Großdechant Hoffmann war ein wahrer Lehrerfreund. Er schätzte den Lehrerstand hoch, verkehrte oft und gern mit Lehrern und suchte ihre Lage zu verbessern. Alle Lehrer, die mit dem Großdechanten in Berührung kamen, sprechen mit größter Hochachtung von ihm und rühmen sein liebevolles Wesen.

Wie schön das Verhältnis zwischen dem Großdechanten und den Lehrern seiner Pfarrei war, geht aus folgendem hervor: Ein alter, im Amte ergrauter Lehrer schreibt: „Kaplan Hoffmann machte mir am Tage nach seiner Ankunft



in Neurode seine Antrittsvisite; und ich hatte Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. Er wurde sogar mein „Schulpater“ (Religionslehrer der betreffenden Klasse. D. V.). Da er, wie es hieß, nur vertretungsweise nach Neurode geschickt worden sei, so hätte ich nicht gedacht, daß wir nahezu sechsundzwanzig Jahre in Kirche und Schule zusammen wirken würden. Im Gesellenvereine hatte ich als Gesanglehrer vielfach Gelegenheit, seinen Geist, seine Ruhe und seine Liebenswürdigkeit zu bewundern. Er war mir bis zu seinem Tode ein väterlicher Freund.“

Ein jüngerer, aus der Kirchengemeinde Neurode gebürtiger Lehrer schreibt: „Ich glaube einen guten Religionsunterricht vom Seminardirektor Marx in Breslau erhalten zu haben, aber gründlicher und interessanter, wenn ich so sagen darf, wie ihn Pater Hoffmann erteilte, war er nicht. — Mich wollte Pater Hoffmann, als ich noch ein kleiner Knabe war, aufs Gymnasium haben; und er erbot sich, mich durch unentgeltlichen Unterricht dazu vorzubereiten. Mein Vater willigte aber nicht ein. Wenn ich ihn später während der Ferien besuchte, erhielt ich jedesmal eine Unterstützung von ihm. — Pater Hoffmann war schon mein Ideal als ich noch Seminarist war, und er wird mein Ideal bleiben.“

Auch vornehmen, hochstehenden Personen gegenüber wußte Großdechant Hoffmann stets den richtigen Ton anzuschlagen.

In einem hohen herrschaftlichen Hause war ein Trauerfall eingetreten. Die Beamten der Herrschaft und andere hervorragende Personen, unter diesen auch Großdechant Hoffmann, erschienen dort, um ihr Beileid auszudrücken. Nach einiger Zeit erzählte einer dieser Beamten seinen Freunden von der Kondulation und drückte sein Erstaunen über das feine und angemessene Auftreten des Großdechanten aus. Er wunderte sich, woher dieser in Rücksicht auf seine arme, niedrige Herkunft den feinen Takt habe und meinte, Hoffmann sei ein Hofmann.

Weit entfernt um die Gunst einflußreicher Personen zu buhlen, wußte Großdechant Hoffmann das Biblische Wort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist!“ in die Tat zu übersetzen. Im Ornate als Großdechant und Ehrendomherr von Breslau bestieg er nach dem Tode Kaiser Friedrichs III. die Kanzel und hielt eine meisterhafte Gedächtnisrede, die von glühender Vaterlandsliebe Zeugnis ablegte.

Ein hoher Regierungsbeamter sagte einst zu einem angesehenen Neuroder Herrn: „Sie haben hier einen ausgezeichneten Pfarrer, der den Interessen des Staates entgegen zu kommen sucht, aber der Kirche auch nicht das mindeste vergiebt.“

Von Stolz und herrischem Wesen gegen Leute von niederem Stande war bei P. Hoffmann keine Spur vorhanden. Gegen den Geringsten aus dem Volke, selbst gegen Bettler, war er freundlich und gütig; insbesondere nahm er sich der Armen, der Witwen und Waisen an.

Sein langjähriger Wunsch, ein Waisenhaus für Neurode zu gründen, erfüllte sich erst ein Jahr vor seinem Tode.

„Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand;“ dieses Volkspruchwort bewährte sich tatsächlich an Großdechant Hoffmann. Sein scharfer Verstand, seine Ruhe und seine Klugheit ließen ihn immer und überall den richtigen Ton, das richtige Urteil, den besten Rat finden. Einer seiner geistlichen Mitbrüder sagte einmal: „Es ist merkwürdig, er trifft immer den Nagel auf den Kopf.“ — Einem Lehrer, der den Großdechanten einst in einer wichtigen Angelegenheit um seine Meinung ersuchte, erteilte er den Rat: „Gehen Sie jetzt in die Kirche, und beten Sie andächtig! Was Ihnen dann einfallen wird, das tun Sie!“ Der Mann befolgte den Rat und es war gut so.

So war Hoffmann als Großdechant und Pfarrer Allen alles, oder strebte wenigstens darnach, es zu werden. Seine hervorragenden Eigenschaften und Verdienste blieben nicht



verborgen. Deshalb war es nicht zu verwundern, daß sein Name nach dem Tode des Fürstbischofs Robert Herzog zu Breslau mit auf die Kandidatenliste für den fürstbischöflichen Stuhl zu Breslau vom Domkapitel gesetzt wurde. Als endlich der damalige Bischof von Fulda Dr. Georg Kopp zum Fürstbischof von Breslau berufen wurde, sagte Großdechant Hoffmann: „Gott sei Dank! Nun kann man wenigstens wieder ruhig essen und schlafen.“

Großdechant Hoffmann hatte einen geraden, offenen Charakter und war von ernstem und entschiedenem Wesen. Seine Pflichten als Christ und als Priester erfüllte er treu und eifrig; dabei aber war er weder ein Pedant, noch ein kleinlicher Sittenrichter, am allerwenigsten ein Finsterling. Er freute sich mit den Fröhlichen und trauerte mit den Trauernden. An einer gemüthlichen Unterhaltung nahm er in den Mußestunden, die ihm sehr karg zugemessen waren, gern teil und konnte im Kreise seiner Freunde sogar recht heiter sein. Er zeigte dadurch, daß sich froher Sinn und echtes Christentum wohl miteinander verbinden lassen.

Am 4. Juli 1888 feierte Großdechant Hoffmann sein fünfundsingzigjähriges Priesterjubiläum unter großer Beteiligung seitens seiner Kirchfinder und des Graßhafter Alerus. Was die Liebe Schönes und Sinniges ausfindig machen konnte, wurde ihm als Zeichen der Verehrung und des Dankes dargebracht.

Noch war der Bau der neuen Pfarrkirche zu Neurode nicht vollendet, da zehrte eine schleichende Krankheit an den Lebenskräften des Bauherrn. Den Keim dazu hatte sich der Großdechant in seinem Berufe als Seelsorger geholt. An einem kalten, regnerischen Herbsttage wurde er zu einem Kranken gerufen. Nach seinem Grundsatz: „Wenn man mich besonders wünscht, so komme ich,“ ging er zu dem ohn-

gefähr eine Stunde von Neurode entfernten Kranken und kehrte durchnäßt und fröstelnd nach Hause zurück. Auf seine Rüstigkeit bauend beachtete er das Frösteln nicht, merkte aber doch, daß eine körperliche Veränderung in ihm vorgegangen, und eine ernste Krankheit im Anzuge sei. Im Winter stellten sich Husten und Grippe ein, so daß ihm das Atemholen schwer fiel. Am Feste Christi-Himmelfahrt war er bereits so schwach geworden, daß er, nachdem er zum letzten Male das hl. Meßopfer dargebracht hatte, an den Stufen des Altars umsank und in einem Wagen in seine Wohnung gebracht werden mußte.

Auf den Rat des Arztes fuhr Großdechant Hoffmann nach Karlsbad in Böhmen; ein Barmherziger Bruder aus Breslau begleitete ihn. Der Schwächezustand verschlimmerte sich; eine heiße Sehnsucht nach der Heimat ergriff den Patienten. Er trat seine Rückreise an, kam aber nur bis Prag, wo er im Kloster der Barmherzigen Brüder am 25. Juni abends 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr verschied.

Die Nachricht von dem Tode des Großdechanten wirkte auf die Einwohnerschaft von Neurode niederdrückend, ja geradezu niederschmetternd. Mit Recht behauptete man: der Tod des Großdechanten ist ein größeres Unglück für die Stadt, als der letzte große Brand. Nur derjenige, der das segensreiche Wirken des Verstorbenen näher kannte, vermag den Schmerz zu ermessen, den seine ganze Kirchgemeinde bei diesem Verluste empfand. Von Jung und Alt, von Reich und Arm gleich geliebt hing auch er mit ganzer Seele an seiner Kirchgemeinde, in der er fast sechsundzwanzig Jahre pastoriert hat. Man konnte mit Recht behaupten: er hatte keinen persönlichen Feind. Mit seiner alles umfassenden christlichen Liebe und Veröhnlichkeit entwaffnete er jeden seiner Gegner. Was er für Neurode nach dem Kirchenbrande getan, wissen nur diejenigen, die ihm nahe standen, obgleich auch ihnen vieles verborgen geblieben ist von dem, was er der Stadt Gutes erwiesen hat.



In ihm verloren: die katholische Kirche einen hochbegabten, treuen Priester; der Staat einen guten Bürger und Patrioten; die Kirchengemeinde einen eifrigen Seelsorger und großen Wohltäter; jeder Einzelne einen wohlmeinenden Freund und Ratgeber; die ihm Unterstellten einen liebevollen und gerechten Vorgesetzten; jede gute Sache einen warmen Verteidiger und Förderer; die Armen und Bedrängten einen Helfer; die Welt ein edles Herz, wie deren nur wenige schlagen.

Am Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus brachte der Eisenbahnzug die irdischen Überreste des Verewigten nach Neurode. Viele Tausende hatten sich auf dem Bahnhofe eingefunden. Beim Einlaufen des Zuges ertönte von sämtlichen Kirchen der Stadt, der evangelischen Kirche nicht ausgenommen, das Trauergeläut. Das Mefßglöcklein in der neuen Kirche ließ zum ersten Male seine eherne Stimme klagend hören. Als der Waggon geöffnet und der Sarg aus der Verpackung herausgehoben wurde, blieb wohl kein Auge tränenleer.

Der Vorschlag des Baurat Evers aus Breslau, die sterblichen Überreste des Großdechanten in der neuen Pfarrkirche beizusetzen, fand allgemeinen Beifall. Da es dem Verstorbenen nicht vergönnt war, als Seelsorger in das neue Gotteshaus einzuziehen, sollte er wenigstens darin seine Ruhestätte finden bis zum einstigen großen Auferstehungstage.

Die Begräbnisfeier war nach dem Urteile eines alten Neuroder Bürgers so großartig, wie sie die Stadt noch nie gesehen hatte. In dem Trauerzuge befanden sich: die Schützengilde, die einzelnen Militärvereine, der Gesellen- und der Cäcilien-Verein. Dem Leichenwagen schritten achtundvierzig auswärtige Geistliche voran und eine nach Tausenden zählende Volksmenge folgte ihm. Auch der evangelische Pastor, sowie viele hochgestellte Laien von nah und fern schlossen sich dem Trauerzuge an. Das hl. Requiem wurde von dem Prälaten Wünnich unter Assistenz der Pfarrer



Urban in Niedersteine und Scholz in Grafenort celebriert. Nach dem Trauergottesdienste in der Bräuerkirche bewegte sich der Zug nach der neuen Pfarrkirche, wo eine Koffkanzel errichtet worden war. Nach erfolgter Einsegnung der Leiche und Abfingung eines Trauerchores hielt Pfarrer Staude, Nachfolger des Verewigten im Pfarramte, seinem verstorbenen Freunde und Mitbruder eine ergreifende Leichenrede. Darauf wurde der geliebte Tote dem Schoße der Erde übergeben und mit einem Salve Regina die Begräbnisfeier beschlossen.

Ernst Hoffmann wird in der Kirchengeschichte der Grafschaft Glatz gewiß eine hervorragende Stelle einnehmen in anbetrach der schwierigen Verhältnisse, unter denen er sowohl als Sekretär, wie auch als Großdechant gewirkt hat, und die Kirchengemeinde Neurode wird das Andenken ihres ausgezeichneten Seelsorgers und größten Wohltäters gewiß in hohen Ehren halten.





# Franz Schmidt sen.,

weiland

I. Seminarlehrer in Breslau.<sup>1)</sup>



## 1. Meine Geburt und meine Kindheit.

In Gompersdorf, einem einsamen Gebirgsdorfe der Grafschaft Glatz, eine Stunde von dem bekannten Badeorte Landeck entfernt, wurde ich, Franz Schmidt, am 18. September 1806

<sup>1)</sup> Das Lebensbild ist nach einer von Fr. Schmidt selbst entworfenen Skizze gezeichnet.



geboren und an dem darauf folgenden Tage durch die heil. Taufe in den Christenbund aufgenommen.

Mein Vater, Anton Schmidt, war als Häusler ansäßig und seines Handwerks Hufschmied und Schlosser. Meine Mutter Elisabeth war die Tochter des herrschaftlichen Brauers Anton Heinze aus dem Nachbardorfe Seitenberg.

Die Verhältnisse meiner Eltern zur Zeit meiner Geburt waren sehr traurig. Der Vater, damals zweiunddreißig Jahre alt, Soldat im Regiment Alvensleben, stand im Felde, und zwar auf einem der gefährlichsten Punkte in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt am 14. Oktober 1806. Das Regiment gelangte, als die Schlacht den unglücklichen Ausgang nahm, nach einer fünftägigen Retirade nach Magdeburg und wurde nach der verrätherischen Übergabe dieser Festung an Marschall Ney in die Kriegsgefangenschaft abgeführt. Zwar entkam der Vater den Franzosen durch die Flucht im Rheinlande, das er als Handwerksbursche einst durchwandert hatte, mußte aber auf preussischem Gebiet sofort einem neuen Regimente folgen und ward als Oberjäger in das damals errichtete Jägerbataillon eingestellt. In dem Treffen Anfang Mai 1807 bei Ober- und Nieder-Adelsbach, Kreis Baldenburg in Schlesien, blieb der Vater schwerverwundet auf dem Schlachtfelde liegen. Er gab nur noch wenig Lebenszeichen von sich, erholte sich aber soweit, daß er transportfähig war und weiterbefördert werden konnte. Die Franzosen brachten ihn nach Breslau und später nach Frankreich. Nach sechswöchentlicher Reise kam er in leidlich heilem Zustande, zusammengebunden mit einem Kameraden, auf die Festung Com. in Flandern. Erst 1808 erlangte er seine Freiheit. Er wurde ausgewechselt und nach seiner Heimkehr aus dem Militärdienst entlassen. Jubelnden Herzens eilte er zu den Seinen.

Mit dem Tage der Heimkehr des Vaters beginnt meine erste Lebenserinnerung. Die Mutter hatte drei traurige Jahre mit mir und meinem älteren Bruder verlebt. Todesnachrichten

waren ihr wiederholt gebracht worden, kein Brief aber vom Vater war an sie gelangt. Da stürzte eines Morgens der greise Großvater, als er aus der Kirche kam, mit der Freudekunde in das Haus, daß sein Sohn gestern mit dem Regiment in Glatz eingerückt sei. Wie groß und gewaltig die Freude war, das möge die Tatsache bekunden, daß Großvater und Großmutter ihren geliebten Kriegsmann längst für tot gehalten und beweint hatten.

Der Großvater machte sich sogleich bereit, dem Vater entgegenzugehen. Die Mutter mußte aber fleißig spinnen, weil es sonst an dem herrlichen Freudentage nichts zu essen gegeben hätte.

Lange hatte die Mutter in heißer Sehnsucht auf ihren Mann gewartet, und jetzt war der glückselige Augenblick der Erfüllung gekommen.

„Ach, der Vater!“ schrie die Mutter in ungestümer Freude, nahm mich rasch auf den Arm, ergriff mein Brüderchen an der Hand und stürmte mit uns zur Thür hinaus. Da bog der Vater mit dem Großvater eben von der Brücke des nahen Bieleflusses zum Hause ein.

Das Wiedersehen war voll unbegrenzten Glückes.

Dieser Tag der Erwartung, die Freudentränen der Mutter und die verklärten Gesichter der Großeltern gehören zu meinen ersten Lebenserinnerungen. Ich weiß auch noch, daß ich des Vaters Jägeruniform, seinen Säbel, seinen Tschako, seine Treppen bewunderte, als er, am Bett der kranken Großmutter sitzend, mich auf dem Schoße hielt, und daß sich die Bekannten aus dem Dorfe einfanden und den Vater begrüßten.

Von den zunächst folgenden Ereignissen ist mir wenig im Gedächtnisse haften geblieben; ich weiß nur, daß ich eines Tages im Herbst 1809 mit dem Großvater von einem Bekannten im Oberdorfe zurückkehrte und über einen schwanken Steg der Biele ging. Der Großvater glitt aus und ließ



meine Hand los; ich verlor das Gleichgewicht und stürzte rücklings in das reißende Wasser. Ein großes Stück schwamm ich, und vor meinem Untersinken sah ich noch, wie der Großvater den Rock von sich warf und in den Fluß sprang. Ich verlor die Besinnung, und als ich wie aus einem Schlafe erwachte, sah ich die Eltern und Großeltern in Tränen um mich stehen. Die Mutter rief: „Er ist zu sich gekommen!“ und die Tränen der Angst verwandelten sich in Freudentränen. Ich lag im Bette der Mutter, und es war Abend.

Kurze Zeit darauf sollten andere Geschehnisse ebenso tiefe Eindrücke in meiner Erinnerung zurücklassen.

Das elterliche Haus war so baufällig geworden, daß es mit dem Einsturz drohte. Die Eltern waren ohne Mittel, aber der Himmel half. Ein Gesuch beim Grundherrn, dem Königl. Geh. Justizrat B. v. Mutius, ward so freundlich aufgenommen, daß er dem Forstamte den Auftrag erteilte, dem aus dem Kriegsdienste und der Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Schmiedemeister das Bauholz zu einem niedrigen Preise sofort anzuweisen und die Zahlung zu stunden, so lange als es nötig sei.

Der Vater begann sofort mit der Fällung des Holzes. Am 17. Dezember 1810 erkrankte die Mutter schwer im Kindbett, und am Abend dieses Tages brachten zwei Freunde und Gehilfen den Vater, dem ein fallender Baum das rechte Bein zerschmettert hatte, auf dem Handschlitten aus dem Walde nach Hause. Zwei Tage darauf erkrankten wir, mein älterer Bruder und ich, am Scharlach. Die Großmutter lag schon zwei volle Jahre an der Gicht darnieder, und so war das Haus ein Lazarett. Nur der kränkeltnde Großvater war auf den Beinen. Wir schienen dem Untergange nahe zu sein; aber der Vater im Himmel sandte gute Menschen, die Hilfe schafften und Unterhaltsmittel brachten, und nach etwa sechs Wochen stützte sich der Vater auf mein und meines Bruders Schultern und ging so in der Stube auf und ab;

die Mutter, wieder genesen, spann wieder emsig — genug: der Sommer kam, ein neues Haus wurde gebaut, und wir zogen im September mit freudigem Danke gegen Gott in das hübsche Haus ein und befanden uns recht wohl. Am abendlich konnten wir von den Fenstern unserer Stube aus den Kometen von 1811 in seinem Glanze sehen, der täglich seine Beobachter anzog und nach der Meinung der „Klugen“ der Vorbote großer Ereignisse war, was allerdings in Europa während der Jahre von 1812—1815 zutraf.

Trotz unermüdlischen Fleißes der Eltern hatte die Familie nur ein dürftiges Auskommen. Sie umfaßte damals die Eltern, drei Knaben und die Großeltern. Später traten noch zwei Brüder und zwei Schwestern hinzu. Der Vater und die Mutter lebten im edelsten Einvernehmen, in Eintracht und Zufriedenheit, waren äußerst sparsam, und es gelang ihnen nach und nach die Schulden für das Haus zu tilgen.

In unserer Erziehung war das Regiment der Eltern streng. Die Mutter war nachsichtiger, der Vater jedoch von militärischer Strenge und Ordnung. Von früher Jugend auf wurden wir an ordentliche Haltung, an Reinlichkeit, Ordnung, Pünktlichkeit und Gehorsam gewöhnt. Sobald es nur tunlich war, wurden wir zu den Arbeiten in der Haus-, Garten- und Ackerwirtschaft angehalten. Außerdem gewöhnte uns der Vater an Artigkeit und Höflichkeit gegen andere Personen. Insbesondere mußten wir nicht nur vor den Geistlichen und Lehrern, vor den herrschaftlichen Beamten, vor den Vettern und Mäxken die Mühe ziehen und ihnen die Hand küssen, sondern es ward uns streng eingeschärft, Fremde und vornehm gekleidete Leute, die vom Landecker Bode aus unsere Gegend im Sommer besuchten, höflichst zu grüßen und auf ihre etwaigen Fragen bescheiden zu antworten.

In unserem Hause waltete ein religiöser Geist, und auf häuslichen wie öffentlichen Gottesdienst wurde gewissenhaft gehalten. Die Mutter lehrte uns Kinder beten, und das



Morgen-, Tisch- und Abendgebet wurde laut, letzteres von der ganzen Familie gemeinschaftlich, gesprochen. Des Sonn- und Festtags wurde der Gottesdienst in der Kirche ohne Rücksicht auf das Wetter besucht. Während der warmen Jahreszeit beteten wir auch öfters in der schönen Schloßkapelle. Mich ergögten dort besonders die vielen Engelsköpfe und biblischen Gestalten der herrlichen Freskomalerei des Gewölbes.

Es muß erwähnt werden, daß mein Vater ein Mann von heiterem, schlichtem Wesen, aber klarem Geiste war und für die Bewohner der Gegend als ein vielerfahrener und einsichtsvoller Geschäftsmann galt, was zur Folge hatte, daß er von vielen Menschen als Berater und Helfer angerufen wurde. Er wurde schon 1809 zum Gemeindefschreiber ernannt und vertrat auch auf mehrere Jahre den Erbscholzen oder Freirichter in seinem Amte. Wie der Vater in dieser Zeit in Anspruch genommen wurde, besonders in jener Zeit der Aufregung und Begeisterung, weiß ich noch sehr gut.

Der ältere Bruder hatte angefangen, in die Schule zu gehen; ich aber mußte bei der kranken Großmutter bleiben, und da ich wahrscheinlich lange Weile hatte, so mußte ich das Spinnrad herbeiholen, und die Großmutter lehrte mich spinnen. Ich begriff es leicht, aber ich entwischte auch oft und half dem Vater bei irgend einer Arbeit, was ein Kind von 4—5 Jahren eben vermag. Im folgenden Jahre 1812 starb die Großmutter, und ich hatte meine beste Gesellschafterin verloren; deshalb schickte mich der Vater in die Schule nach Schreckendorf. Die Schule war von unserem Hause zwar nur eine Viertelstunde entfernt, aber der Weg dahin führte über mehrere Gebirgswässer und war im Winter ziemlich beschwerlich. Mit dem Schulbesuche begann für mich eine neue Lebensperiode.

## 2. Mein Knabenalter.

Im Anfange des Sommers 1812 gingen wir, mein Bruder Anton — ein sehr stiller Knabe — und ich — ein etwas ausgelassenes Blut — in sehr dürftiger aber ordentlicher Kleidung als zwei arme Kinder den Schulweg dahin. Ich trug das „Ochsenbrettchen“, eine hölzerne Lesetasel, unter dem Arm. Da befiel mich plötzlich eine große Bangigkeit vor der Strenge des Schulmeisters. Mit weinenden Augen trat ich in die Schule, fand aber dort eine sehr gütige Aufnahme. Der Lehrer, ein freundlicher, schlichter Mann, beruhigte mich bald, ordnete uns Anfänger in Reihe und Glied und übergab uns, da an der Schule z. B. kein Adjuvant, auch kein zweiter selbständiger Lehrer angestellt war, einem Schulpräparanden. Dieser war mein Vetter und hieß Ignaz Gottwald. Bei ihm lernten wir buchstabieren, aber er ging bald zu meinem Bedauern fort ins Breslauer Seminar, und damit ich es hier gleich sage: nach seinem Abgange vom Lehrerseminar wurde er in einem gräflichen Hause Oberschlesiens Hauslehrer, lernte, nachdem seine Zöglinge herangebildet worden, Ökonomie und schwang sich durch fleißiges Studium zum tüchtigen Ökonomiebeamten, endlich zum Rittergutsbesitzer empor. 1844 wurde Gottwald königlicher Kreditinstituts-Direktor von Schlesien, wohnte in Breslau und starb am 20. November 1854 in dem Zimmer, in dem er als Seminarist 1813/14 gewohnt hatte.

Meine Leistungen im Buchstabieren befriedigten, aber erst nach einem Jahre stieg ich in die Lesebank auf, kurze Zeit darauf in die Schreibebank, dann in die sogenannte zweite Klasse und später endlich in die Oberklasse. Während der ganzen Schulzeit hatten wir immer nur den einen Lehrer für alle drei Klassen in einem Zimmer; ich habe seine Wirksamkeit noch klar in der Erinnerung und weiß, daß er ein umsichtiger Lehrer war trotz eines sehr kurzen Seminarfursus.



Mein Lehrer hieß Franz Kariger und stammte aus Ullersdorf, Kreis Glas. In seinem fünfzehnten Jahre hatte er ein Vierteljahr lang das kath. Lehrerseminar auf dem Dome zu Breslau besucht und den vorgeschriebenen vollen Unterricht genossen. Die Schüler lernten, wie er mir selbst erzählt hat, neben schülermäßigen Lese-, Schreib-, Rechen- und Gesangübungen wissen, was Deus heißt und lernten das Wort in der Einzahl deklinieren. Die Zahl der Seminaristen war gering, und sie wurden in den Kirchen oft beim Gesange verwendet. Unser Kariger ging nach einem Vierteljahre in seinem kurzen Jäckchen und in kurzen Lederhosen, aber jetzt in Schuhen — barfüßig war er eingezogen — vom Seminar ab und wurde als Adjuvant in Ullersdorf angestellt. Im nächsten Jahre, und zwar 1788, wurde der jugendliche Lehrer nach Schreckendorf versetzt, wo er später als selbständiger Lehrer, Organist und Küster durch einen Zeitraum von vierundfünfzig Jahren wirkte und bis zu seinem Tode 1843 eine außerordentlich rege und segensreiche Tätigkeit entfaltete. Er hat die ganze Generation dieser Gegend erzogen, und aus seiner Schule gingen viele Männer hervor, die zu geistlichen und weltlichen Ämtern und Würden gelangten. Über zwanzig seiner ehemaligen Schüler besuchten die Universität, wobei alle Fakultäten vertreten waren. Einer dieser ehemaligen Schüler gelangte sogar zu dem hohen Amte eines Landeshauptmanns von Böhmen.

Es seien hier nur erwähnt: Großdechant Harbig in Landeck, † 1845, Pfarrer George in Kunzendorf, † 1829, Pfarrer Benedikt Stehr in Schreckendorf, Pfarrer Joseph Reinekt in Konradswalde.

Kariger war ein Mann von mittlerer Größe und kräftiger Konstitution. Seine Kleidung war sehr einfach. Gewöhnlich trug er grüne Samthosen, die bis unter die Knie reichten und an den Seiten kleine Knöpfe hatten, lange Strümpfe und Stiefel mit langen Schäften, eine braune Weste und

einen bis an die Waden reichenden Gehrock. Das Haupt bedeckte gewöhnlich ein schwarzes Samtkäppchen. Er aß gern Brunnenkresse und freute sich, wenn wir ihm zur Frühjahrszeit dieses scharfe, gewürzige Kraut mit in die Schule brachten.

Sein Lebenswandel, von echter Religiosität durchweht, war ein durchaus musterhafter. Das Morgengebet verrichtete er gewöhnlich in der Kirche. Den Unterricht begann er mit einem Vaterunser und einem besonderen Gebete, dessen Anfang also lautete: „Lieber, himmlischer Vater! du willst, wir sollen lernen und uns recht still und fittsam betragen.“

Das Schulhaus stand auf der Stelle, wo heute das Schulgebäude zu Schreckendorf steht. Es war ein elender Holzbau und enthielt ein Klassenzimmer, eine Wohnstube mit Nebenzimmer und die notwendigsten Keller- und Bodenräume. Im Jahre 1829 wurde auf Befehl der Königl. Regierung zu Breslau wegen Mangel an Raum ein neues, massives Schulhaus von der Guts herrschaft und der Schul- und Kirchengemeinde erbaut. Dieser Bau kostete ohne die Spann- und Handdienste beiläufig 500 Reichstaler.

Zur Schulgemeinde Schreckendorf gehörten damals wie heute die Dörfer Seitenberg, Gompersdorf und Mühlbach. Die Zahl der Schulkinder betrug fünfzig bis sechzig.<sup>1)</sup> Sämtliche Kinder wurden in einem Lehrzimmer, und zwar in drei Abteilungen, Klassen genannt, zugleich unterrichtet. Die erste Klasse bestand aus den Anfängern, die auf dem „Ochsenbänkel“ (Ochsenpritsche) saßen, aus der Lese- und der Schreibebank. Für die Anfänger war eine größere Zahl von Holztäfelchen vorhanden, auf denen die Buchstaben des Alphabets eingebrannt waren. Diese Täfelchen wurden von den Schülern Ochsenbrettchen genannt. Die Schüler wurden täglich im Auftragen dieser Buchstaben geübt. Hatten sich die Schüler die Buchstaben eingeprägt, was etwa im Zeitraume eines Jahres

<sup>1)</sup> Im Jahre 1901 betrug die Schülerzahl rund 550.



erreicht wurde, dann durften sie auf der Lesebank Platz nehmen. Jetzt erst begann der eigentliche Leseunterricht, indem die Buchstaben zu Silben und Wörtern zusammengesetzt, und diese nach vorherigem Buchstabieren ausgesprochen wurden. Mit dem Schreibunterricht wurde erst begonnen, nachdem eine gewisse Lesefertigkeit erzielt worden war. Der Rechenunterricht begann erst in der sogenannten zweiten Klasse, etwa im dritten Schuljahre.

Kariger verband in seiner Disziplin stets den ruhigen Ernst mit väterlicher Milde und Schonung, und streng seine Stunden einhaltend, beschäftigte er alle Kinder mit größter Umsicht. In der Religion prägte er die Hauptsachen sorgfältig ein und gab verständige Erklärungen dazu, ließ gute Morgen- und Meßgesänge einlernen, übte den Ministrantendienst mit den Knaben, bildete sich aus Mädchen und Knaben gute Chorsänger und hielt seine Schüler stets zum Guten und Edlen an. — In sprachlichen Gegenständen, also im Lesen und Schreiben, im Sprechen und im schriftlichen Ausdruck nahm er fleißig und zweckmäßig Übungen vor, und zwar: Leseübungen bis zur möglichsten Geläufigkeit und zum passenden Vortrage; Schreiben bis zu einer guten Schrift und zum gründlichen und bewußten Rechtschreiben, Einübung der wichtigsten Geschäftsaufsätze und Briefe; Lesen von handschriftlichen Briefen, wozu eine große Sammlung vorhanden war. Übung im guten vernehmlichen Sprechen war bei ihm Hauptsache. — In den Realien wurde wenig vorgenommen. Geschichte und Naturkunde waren unbekannt, aber etwas Erdkunde, d. h. Kenntnis der Gegend, der Grafschaft Glatz mit ihren Bergen, Thälern, Gewässern und Städten und etwas von Europa, aber ohne Gebrauch einer Karte, kam vor. — Das Rechnen wurde bis zur zusammengesetzten Regelbetrie geübt. — Bei den Schulvisitationen erntete der gute Kariger stets verdiente Anerkennung.

Unter der Leitung dieses Mannes stieg ich bis in die dritte oder Oberklasse und gehörte zu seinen bevorzugten Schülern,

da ich während der acht Jahre meines Schulbesuches nur zweimal Strafe von ihm bekam: das eine Mal, weil ich mit einem andern Knaben über das für den Kirchenbau aufgestapelte Zimmerholz geklettert war und ein Balken hinabrollte, der mich und meine Kameraden erschlagen konnte; das andere Mal, weil ich auf dem Schulwege dumme Streiche ausgeführt hatte. Der Weg führte mich nämlich an einem Hause vorbei, in welchem ein Schuhmacher wohnte, der eine Art Einsiedlerleben führte, überhaupt ein närrischer Gesell war und von den Leuten „Schusterhannes“ genannt wurde. Ein Schulkamerad und ich, wir wurden oft von ihm geneckt, wenn wir an seinem Hause vorübergingen. Das unheimliche Haus zu meiden, wählten wir einen Nebensteig an dem Felde des Mannes entlang, und um den Umweg abzukürzen und den Mann zu ärgern, rannten wir über eine Ecke seines schlecht bebauten Feldes. Da kam gewöhnlich der Einsame, mit einem Prügel versehen, uns Überläufer wie ein Windspiel nachgejagt, konnte uns aber niemals erhaschen. Der Mann war zur Klage in die Schule gekommen und hatte besonders den Jungen in den Leinwandhosen — dieser war ich — angeklagt. Als ich daher in die Schule kam, erhielt ich mit einer neuen Rute drei Handschmisse, die zwar sehr brannten, aber sie waren mir lieber, als hätte mich der Mann mit seinem Knüttel erreicht. Ich lief nie mehr übers Feld und ging einen ganz andern Weg.

Mit Klapsen an den Kopf, mit Raufen an den Haaren und mit Ohrfeigen strafte der Lehrer nie.

Im Lernen ging es mir in der Schule ziemlich gut; im Lesen aber nur kurze Zeit, denn beide Lesebücher konnte ich fast so gut auswendig, wie den Katechismus und die Biblische Geschichte, und da der Lehrer merkte, daß ich keine Lust zum Lesen hatte, so stellte er mich zur Mittelklasse als seinen Gehilfen. Im Schreiben war ich einer der besten, vielleicht der allerbeste Schüler. Ich schrieb ebenso gut Kurrent, wie Kanzleischrift und erhielt stets Lob, was heute meiner Schrift weniger



zuteil werden dürfte. Das Rechnen fiel mir schwer, und das Dividieren konnte ich lange Zeit hindurch nicht ordentlich erlernen; am allerschwierigsten wurde mir die Bruchrechnung. Dagegen war ich in der Erbkunde gut bewandert. Mit häuslichen Aufgaben, die bei den Dorffindern selten angebracht sind, plagte uns der Lehrer nie.

Sehr gern hätte ich Musik gelernt, aber mein Vater hatte von den Musikern keine günstige Meinung, und ein Instrument anzuschaffen und Stundengeld zu geben, dazu fehlten die Mittel.

Während dieser Bildungsperiode durch die Schule machte ich auch zu Hause einen Bildungsgang durch. Hier war es besonders das Feld, wo ich außer der Schulzeit zur Arbeit eingeerziet wurde. Zunächst spornte uns der Vater von frühen Kinderjahren zu Arbeiten im Schmiede- und Schlosserhandwerk: zum Bälgeziehen, Zuschlagen beim Schmieden, Aushämmern, Ausfeilen, Polieren u. dergl. mit Strenge an. Außerdem mußten die häuslichen Arbeiten gelernt werden: Holzsägen und Holzspalten, Feueranmachen, Wasserholen, die Kühe und andere Haustiere mit Futter versorgen u. s. w. Dies waren unsere täglichen Arbeiten, wenn sie auch nicht selten die Knabekraft überstiegen.

Kamen das Frühjahr und der Sommer mit der Feldarbeit, so mußte erlernt und getrieben werden, was nur irgend die Kraft gestattete. Aekern, Eggen, Mähen, Graben und Hacken, Flachs-, Getreide- und Kartoffeljäten waren die Hauptarbeiten. Diese Feldarbeiten, namentlich die Ackerarbeit, waren sehr angenehm. Der ältere Bruder und ich, wir ackerten jeder mit einer Kuh, und diese Tiere waren so an uns gewöhnt, daß sie uns wie Lämmer folgten. — Bei dem Jäten, einer leichten Beschäftigung, lernte ich von der Mutter eine große Menge Pflanzen kennen, und dabei wurde nach Herzenslust gesungen, denn wir Kinder lernten von der Mutter viele schöne Volkslieder und geistliche Lieder. Am meisten liebte ich

jene Lieder, die von der Natur und ihren Schönheiten handelten. Diese Zeit war auch noch dadurch angenehm, daß wir uns bei der ruhigen Arbeit allerhand Märchen und Geschichten erzählen konnten oder von der Mutter uns erzählen ließen.

Waren die Frühjahrsarbeiten vorüber, so kamen andere, und zwar noch schwierigere Arbeiten.

In dieser Zeit wurde in den herrschaftlichen Forsten das Brennholz und Bauholz angewiesen und verkauft, und so kaufte auch alle Jahre der Vater den Vorrat fürs ganze Jahr und den Bedarf zum Brennen der für Schlosser unentbehrlichen Holzkohlen. Alles Holz wurde auf dem Stamme verkauft und nach dem Termine das Werkzeug zum Holzfällen gerüstet.

Die Herrschaft verkaufte das Holz nur an den schwer zugänglichen Berglehnen; das andere behielt sie für sich, um durch ihre Holzschläger jährlich ca. 20 000 Klaftern Flößholz zu schlagen. Das Fällen und Fortschaffen der gewaltigen Tannen, Fichten und Buchen war stets mit Lebensgefahr verbunden.

Der Vater kaufte meist im sogenannten schwarzen Graben, einer hohen Berglehne, sein Holz im tiefen Walde, vier Stunden von unserem Wohnhause entfernt.

In meinem neunten Jahre ging ich das erste Mal mit dem Vater und dem älteren Bruder in den Holzschlag; wir lernten dort vom Vater die Kunst, einen Baum regelrecht zu fällen. Wir lernten ferner die Klastern- und Spannenhölzer — Hölzer von doppelter Schnittlänge — zuschneiden, die Hölzer rollen und schieben, so daß sie von hoher Berglehne auf sichere Stellen gelangten. Später überließ uns der Vater die Arbeit allein. Er errichtete für uns eine Holzhütte, legte aus den Holzabfällen einen Kohlenmeiler <sup>1)</sup> an, und wir zwei Kinder

<sup>1)</sup> Ein Kohlenmeiler wird errichtet, indem man Holz zu einem großen runden Stöße aufschichtet, diesen mit grünem Reifig überdeckt, dann ihn ringsum und oben mit nassem Rasen, dessen aderige Seite nach außen gekehrt ist, verseht, dann im Innern entzündet, so daß die Glut nicht brennt, sondern nur glimmt.



von neun und elf Jahren blieben nun gewöhnlich fünf bis sechs Wochen im Walde. Alle Wochen kam der Vater, brachte uns Brot und etwas Butter und sah nach, ob es mit dem Kohlebrennen und mit dem Holzmachen den rechten Gang ging. Er war meist mit allem zufrieden, denn der ältere Bruder hatte die Sache schon gut inne, und ich mußte in allem folgen.

An diese Waldarbeiten denke ich heute noch mit Vergnügen, aber auch mit Haarsträuben. Unbeschreiblich schön waren die Nächte und die Morgenstunden. Die herrliche Waldluft gab uns unermüdlige Kraft, und das Waldleben ergözte uns außerordentlich. Rehe und Hirschfälder setzten häufig in hohen, leichten Sprüngen durch das Revier; des Nachts bellten die Füchse; die Rehböcke und Hirsche raukten. Am frühen Morgen, wenn der Tag graute, ertönte in rauschenden Harmonieen der Gesang der Vögel und rief uns bei Zeiten zur Arbeit. Noch heute ist es mir lebhaft erinnerlich, wie wir zwei Brüder uns immer zum Horchen auf die herrlichen Waldgesänge aufforderten. Die besten Beschreibungen ländlicher Schönheit, die ich später kennen lernte, haben oft in mir nur ein Lächeln erregt, weil sie weit hinter der Wirklichkeit zurückstanden.

Aber es verging auch kein Tag, wo uns nicht ein Unglück drohte. Oft sollten wir von stürzenden Bäumen verletzt oder zerschmettert werden; oder es drohte uns der Biß der Kreuzotter, da wir stets barfuß bei der Arbeit waren und diese im Gestrüpp verrichten mußten. Immer blieben wir aber von wirklichem Unglück durch Gottes gütigen Schutz verschont, und zweimal wurden wir wie durch ein Wunder gerettet.

Das eine Mal — ich war elf, der Bruder dreizehn Jahre alt — arbeiteten wir abends um den Kohlenmeiler und trafen Vorbereitungen für die Arbeit des nächsten Tages. Wir fanden den Meiler in bester Ordnung und legten uns auf das Mooslager in der Hütte. In später Nacht wurden wir durch ein heftiges Brasseln aufgeschreckt und sahen durch die Luke den Meiler hocherglüht brennen wie einen Vulkan.

Sogleich sprangen wir beide auf. Der Meiler hatte auf dem Gipfel eine Öffnung gewonnen. Schleunig mußte diese mit Reisig und Schlammrasen verschlossen werden. Da der Meiler eine Höhe von achtzehn Fuß hatte, so war die Verstopfung der Öffnung eine sehr gefährliche Arbeit. Sie gelang uns aber, und wir kamen mit einigen leichten Brandwunden an Händen und Füßen davon.

Ein anderes Mal, im Sommer 1818 (ich war zwölf Jahre alt), war die Gefahr für uns beide viel größer. Der Vater war nämlich am frühen Morgen in den Wald gekommen, als wir noch schliefen. Wir hatten den Tag vorher auf dem höchsten Abfaze der Berglehne die letzten großen Tannen gefällt und in Spannenklöße zerschnitten. Der Vater, erfreut über unsere fleißige und sorgsame Arbeit, hatte uns ruhig schlafen lassen, war auf die Berg-Lehne gestiegen und hatte sich daran gemacht, die großen Klöße auf den Spalteplatz, unfern von unserer Bude, zu rollen. Diese Arbeit war sehr schwierig. Man konnte die Klöße in Schleppeisen nehmen, oder man dirigierte sie zum freien Fortrollen. Im ersten Falle lief man in Gefahr, von ihrer Wucht fortgerissen und geschleift zu werden, im letzteren Falle rollten sie in furchtbaren Sägen die steile Bergwand herab, gelangten aber oft nicht an den gewünschten Platz, da große Steine, Baumstücke und Gestrüpp ihre Richtung änderten.

Der Vater hatte die letztere Art, sie zu rollen, eingeschlagen und keine andere Sorge für uns gehegt als die, unseren Schlaf zu stören. Er freute sich schon im voraus auf die erstaunten Gesichter, die wir machen würden, wenn wir sähen, daß der gefährlichste Teil der Arbeit bei unserem Erwachen bereits verrichtet sei. Der Anfang war ganz gut; die Arbeit nähete dem Ende, als der Vater den Stammkloß durch den Hebebaum wendete und ihn in die gewünschte Richtung brachte. Allein der Sockel war dicker als das andere Ende; der Kloß machte furchtbare Sägen, änderte durch Anprallen an ein



Felsstück seinen Lauf und stürzte in liniengerader Richtung auf unsere Hütte zu. Mit einem Rufe zu Gott sank der Vater in die Knie nieder. Da schlug der in rasender Hast stürzende Klotz die Hütte wie ein Kartenhaus nieder und rollte bis an die andere Berglehne fort. Des Vaters Blick starrte auf die Trümmer der Hütte; er war überzeugt, die Kinder sind zu Brei gemangelt. Aber siehe! — der Vater traute seinen Augen nicht — da kroch ein Junge, dann der andere unter den Trümmern hervor; sie stehen auf, sehen sich betroffen um, starren auf die Hütte und schauen sich verwundert an. Nun rief eine bekannte Stimme von der Höhe uns zu: „Kinder, Kinder!“ Wir blickten auf, erkannten den Vater und eilten auf ihn zu. Stürmisch schloß er uns in die Arme und fragte: „Ihr Herzenskinder, ist euch etwas geschehen?“

„Ach nein, Vater!“ antworteten wir; „aber seht nur, die Hütte ist eingefallen!“

„Nun, ihr lieben Kinder,“ fuhr erfreut der Vater fort, „um diese habt keine Sorge! aber euch drohete ein schrecklicher Tod.“ Darauf forschte er nach, ob wir gequetscht oder in anderer Weise verletzt worden seien. Nur an meinem Kopfe fand sich eine leichte Quetschung und eine unbedeutende Hautabschürfung, sonst waren wir völlig unverletzt. Jetzt erzählte uns der Vater den Hergang dieses Ereignisses, wobei wir zu der zerstörten Hütte zurückgingen. Darauf wurde das Morgengetreibe verrichtet. Dann kochten wir eine Wassersuppe als unser tägliches Frühstück, und nun half uns der Vater bei der letzten Arbeit, dem Spalten und Aufschichten des Holzes. Endlich errichteten wir wieder die Hütte, und der Vater trug uns auf, nach zwei Tagen nach Hause zu kommen. Eine Woche später brachen wir den Meiler auf, und die Arbeit war für jenes Jahr im Walde vollendet.

An die Waldbarbeit, für die wir vom Lehrer beurlaubt worden waren, schloß sich gewöhnlich die Ernte. Wir mußten das Mähen und Binden, das Laden des Erntewagens, das

Einfahren und Zusammenlegen des Getreides lernen und üben. Dann kam die Bestellung der Herbstsaat, die Kartoffel-, Kraut- und Obsternte, und endlich ging es ans Dreschen mit Flegeln. Nie wurde ein Tagelöhner gehalten, sondern alle diese Arbeiten wurden von uns zwei älteren Knaben, dem Vater und einer Hausgenossin besorgt.

Anfang November, nachdem das Getreide gedroschen, der Flachs geröstet und gebrecht worden war, wurden die Spinnräder hervorgesucht und fleißig gebraucht. Mir wurde als Ziel aufgegeben, täglich außer der Schulzeit zwanzig, später dreißig Gebind zu spinnen. Diese Jahreszeit brachte auch die „Spinnabende.“ Wir gingen oder Nachbarn und andere Bekannte kamen „zum Rocken“, und es war eine Lust, wenn die Räder schnurrten, wunderfame und schaurige Geschichten erzählt, und allerlei Lieder, geistliche und weltliche, ernste und heitere, gesungen wurden. Wer es nicht mitgemacht hat, der kann sich von diesem harmlosen, geselligen Tun keine Vorstellung machen. Es ist dies eine der poetischen Seiten des ländlichen Lebens, wie die Feldarbeiten ein Leben des Gefanges, der Erzählung und der Dichtung mit sich bringen; nur die Armut, die Entbehrung und die Not stören diese poetische Gemütlichkeit und das Wohlbehagen.

Zu uns kamen allabendlich zwei Nichten der Mutter, ein Paar brave, lebenswürdige Töchter wohlhabender Eltern, aber in sehr zerrüttetem Familienleben. Die ganze Familie fand bei uns ihren Schutz vor dem eigenen Vater, der dem Trunke nachhing und in betrunkenem Zustande ein Tyrann war.

Die Spinnabende dauerten fort bis gegen Fastnacht; aber für uns Knaben gab es andere Arbeit.

Zu Anfang des Januar wurden die Handschlitten zurecht gemacht. Das Holz und die Kohlen sollten aus dem Walde geholt werden. War der Holzschlag im Sommer gefährlich und beschwerlich, so war die Anfuhr noch gefährlicher. Ein Handschlitten faßte ungefähr eine Klafter (3 1/3 rm) Holz.



Das Holzanfahren wäre ein Vergnügen gewesen, wenn es nicht immer bergan und bergab gegangen wäre. Über hohe Bergabsätze mußte man sich daher stets an einen Handschlittenzug (eine Art Karawane) halten, damit sich alle gegenseitig bergauf nachhelfen; bergab aber mußte man nahezu eine halbe Klafter Holz in die Schleppkette legen, sonst jagte der Schlitten mit dem stärksten Manne in den Abgrund.

Mit dem Anfange meines dreizehnten Jahres wurde ich auch an einen Schlitten gespannt und habe dabei tausend Gefahren glücklich überstanden; aber wir armen Jungen haben uns manchen Winter halb zu Tode gerackert im tiefen Schnee mit schwerer Ladung bei so grimmiger Kälte, daß uns das Brot zu Stein gefror, und wir nicht einmal den ganzen Tag ordentlich den Hunger stillen konnten. Aber der Mut verließ uns nicht. — In dieser Zeit wurden wir, so lange die Holzfuhrn dauerten — etwa zehn bis zwölf Tage — wieder von der Schule „ausgebeten.“ Dann waren wir recht froh, wenn diese saure Holzfuhr zu Ende war, und wir wieder in die Schule gehen und abends die Wette spinnen konnten.

Kam die milde Märzwitterung, so hörte das Spinnen auf, aber alle Tage nach der Schule ging es an das Zerkleinern des Holzes durch Sägen und Spalten. Das dauerte ungefähr bis Ostern; dann zogen wir wieder auf das Feld hinaus, und der Kreislauf der ländlichen Beschäftigung begann aufs neue.

In diese Periode meines Lebens fielen die verhängnisvollen und ruhmreichen Zeiten von 1812—1815. Das war die Zeit der Erhebung, die Zeit der Durchzüge der russischen Armee, die Zeit der Ausmärsche der Freiwilligen, der Volksbewaffnung durch Organisation der Landwehr und des Landsturmes, genug: die Zeit der großen und edlen Begeisterung. Mein Vater, der bereits vier schwere Blessuren trug, und dem noch ein Beinbruch große Beschwerden machte, wurde nicht in das Heer eingestellt, aber ihm ward die Organisation

des Landsturmes auf der Herrschaft Seitenberg übertragen, und er exerzierte seine Truppe alle Sonntage auf einem herrschaftlichen Felde. Außerdem machte ihm die Stellvertretung des Erbscholzen, besonders während der Durchmärsche und während des Waffenstillstandes große Sorge und Arbeit. Eine russische Division kantonierte längere Zeit in meiner heimatlichen Gegend. Ich hatte vor den russischen Soldaten eine heillose Furcht und wurde meines Lebens erst wieder froh, als sie fort waren. Mit großer Spannung hörten wir auf die Erzählungen von den vorgefallenen Gefechten und Schlachten, von Blücher und Napoleon, vom Kaiser Alexander und von unserem Könige Friedrich Wilhelm.

Bekanntlich weilte der König während des Waffenstillstandes vierzehn Tage in Bad Landeck, und dort traf am 5. August 1815 Kaiser Alexander mit Gefolge ein. Dort sah ich, von meinem Vater auf den Arm gehoben, die beiden Monarchen sich begrüßen und stand nahe, als die Fürsten mit dem Gefolge die Lindenstraße zu Fuße bis zum Königshause gingen. Der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV., damals ein Prinz von neunzehn Jahren, stand mit dem Prinzen von Preußen (später Kaiser Wilhelm I.) und der Prinzessin Wilhelmine (später Kaiserin von Rußland) auf der Gallerie des „schwarzen Adlers“, und ein jüngerer Prinz warf Bonbons unter eine Schar Kinder auf die Straße herab; er amüsierte sich an dem Grappschen (Haschen) nach den Naritäten. Gegenüber diesem Hause auf dem Promenadenplatze stand die königl. Feldküche unter einem großen Zelte, aus der es vortrefflich roch. Alldort marschierte, dem Zelte und dem Königshause gegenüber, die russische und preussische Militärmusik auf, und die Gardejäger rückten mit klingendem Spiele heran, so daß ich, ganz berauscht von dem vielen Sehen und Hören, mich mit dem Vater auf den Heimweg begab. Zu Hause angekommen, berichtete ich der Mutter und den Geschwistern unaufhörlich über das Gesehene und Gehörte.



Ich wurde auch gefragt, wer mir am besten gefallen habe, und wer am schönsten gewesen sei, der Kaiser oder der König und die Prinzen. Meine Antwort fiel ungenügend aus; denn nach meiner Meinung waren zwar die Genannten recht hübsch, aber am allerschönsten waren doch die Jäger, denn diese hatten Federbüsche, und die Trommeln waren ganz von blankem Golde.

Nach dem Waffenstillstande ging der Kriegstanz erst recht an. Noch heute denke ich an die Nachrichten von den Schlachten an der Ratzbach, bei Wartenburg, Colín und Leipzig; der Nachrichten von dem Übergange der Allirten über den Rhein, der Siegesbotschaften, der Heimkehr der am Leben gebliebenen Krieger, der Nachrichten von den Gefallenen und des Siegesfestes am 18. Juni 1814, sowie der Nachrichten von Bonapartes Wiederkehr, von der Schlacht von Eygni und Belle-Alliance, von dem Einzuge der Allirten in Paris und endlich vom Frieden, auf den das zweite Friedensfest folgte am 18. Januar 1816. Auch erinnere ich mich noch an die Schmählieder und Karrikaturbilder auf Napoleon und seinen Aufenthalt auf St. Helena. Die heimgekehrten Krieger aber erzählten ihre Erlebnisse in der ganzen Kampagne und was sie ausgestanden hatten. Daß wir Knaben daheim „Soldaten“ gespielt haben, war kein Wunder; es lag ja in der Zeit.

Während meines Schullebens und während der Thätigkeit am Schmiedestock, im Felde, im Walde und in der Scheuer entwickelten sich in mir die Anfänge einer bestimmten Lebensrichtung. An uns älteste beiden Knaben erging gar oft des Vaters Frage: „Nun, ihr Jungen, was wird nur aus euch werden? Jedenfalls müßt ihr ein Handwerk lernen.“

Der ältere Bruder, Anton, richtete sich sehr gut ins Schmiede-Handwerk ein, und der Vater gestattete, daß er dabei blieb. Ich aber fand keinen Gefallen daran. Als ich einen Versuch mit der Anfertigung von Nägeln machte, mußte ich elfmal neue Hitze an das Eisen machen, ehe ich eine Spitze

fertig brachte, und geriet auch später manchmal ein Nagel, so legte ich doch gern das Handwerkszeug beiseite. Nur wenn die Mutter an Regentagen mit einem Säckchen voll Federn kam und verlangte, ich solle diese schleifen, da rannte ich wie besessen in die Schmiede und kimperte an einem Dinge herum, so gut ich konnte. Wurde der Befehl zum Federnschleifen wiederholt, so machte ich allerlei Vorschläge und bat um eine recht schwere Arbeit, um mich nur nicht an den Tisch mit den Federn setzen zu dürfen. Das Stillsitzen vertrug sich nicht mit meinem beweglichen Naturell. Zuweilen bekam ich auf mein Bitten eine andere Arbeit.

Eines Tages saß ich trübselig am Tische und schloß Federn. Die Mutter entfernte sich und kam nicht bald wieder in die Stube. Da lockte mein Bruder: „Komm Franz, wir gehen ein bißchen auf die Raschel!“ Die Mutter ordnete Wäsche und wandte dieser ihre ganze Aufmerksamkeit zu, so daß es uns gelang, durch die Thür zu schlüpfen und unbemerkt das Eis zu erreichen. Kaum waren wir aber dort angelangt, da tönte des Vaters Stimme. O weh! das war ein Schrecken für uns. Wir eilten ins Haus zurück, wurden dort mit einem Haselstöckchen gebührend empfangen und — „marsch an die Arbeit!“ hieß es. Mein Federhaufen lag hoch aufgetürmt, und die Rute hatte die Mutter handgerecht neben den Tisch gelegt. Ich heulte teils vor Schmerz von den erhaltenen Schlägen, teils aus Furcht vor dem großen Haufen Federn. Endlich gab ich mir Mühe, mich zu beruhigen; aber es gelang mir nicht; meine Backen blähten sich auf und plötzlich suchte sich der zurückgehaltene Atem durch den Mund einen Ausweg. Wie eine Wolke stiegen meine Federn in die Luft und flogen in der ganzen Stube umher. Die Mutter griff nach der Rute und ließ sie auf meinem Rücken tanzen, daß mir die Gegenstände vor meinen Augen grün und blau gefärbt zu sein schienen. — Von dieser Zeit ab wurde ich nur höchst selten zum Federnschleifen verurteilt.



Der Vater war überhaupt gegen das Ende meiner Schuljahre nicht mit mir zufrieden; ich tat zwar alles, was mir anbefohlen wurde, aber ich hatte eine unwiderstehliche Neigung zu allerlei Nebenbeschäftigungen, die der Vater Müßiggängereien nannte. Ich hielt mir Kaninchen und vertrödelte bei ihnen die Zeit, oder ich baute Meisefasten und Vogelbauer, machte Vogelpfeifen und ging dem Vogelfange nach.

Noch eine andere Beschäftigung bereitete dem Vater Kummer. Unter unseren Unterhaltungsfachen befand sich ein Bilderbuch von geringem Werte mit kurzen Erzählungen.

Diese Erzählungen gefielen uns Kindern bei weitem nicht so gut als die Geschichten von der wilden Melusine, dem gehörnten Frig, der Genoveva u. a. Die Mutter borgte sich auch die Erzählungen von Christ. v. Schmid und las uns in der Sonntagsmuße vor. Ich kümmerte mich nicht viel um das Lesen, sondern versuchte in freien Stunden ohne Anleitung Bilder aus jenem Bilderbuche zu zeichnen, schnitzte viele in Papier, fertigte mir auch aus Stücken von alten Sensen einige scharfe Schnitzer und schnitzte mancherlei Figuren aus Lindenholz. Immer besser gelang mir nach und nach das Zeichnen und Schnitzen, das Bauen und Zimmern aus allerlei Holzarten. Genug, die Neigung zu diesen Beschäftigungen war vorwaltend; häufig ging ich von den mir aufgegebenen Arbeiten weg und schnitzelte und baute. Aus kleinen Ersparnissen von Trinkgeldern — jedes Kind hatte zwar eine Sparkasse, deren Grundeinlage das Patenangebinde war, allein davon durfte nichts angegriffen werden — die ich beim Abtragen der Schmiedearbeit erhielt, schaffte ich mir Farben, später sogar einen Tuschkasten an. So ein Tuschkasten, jetzt etwa zehn Pfennige im Werte, kostete damals sechs bis acht Silbergroschen, also sechs- bis achtmal so viel als heute. Kam die Herbst- und die Weihnachtszeit, so war die Tändelei des Zeichnens, Malens und Schnitzens so anziehend für mich, daß ich halbe Nächte damit zubrachte. Ja, ich baute mir schon im Alter

von neun Jahren selbst eine sogenannte Geburt — Krippel — von ziemlicher Größe. Natürlich war das Krippel aus allerlei Kram zusammengestellt; nur die Figuren Maria und Joseph erinnerten an frühere Zeiten, die anderen Bewohner von Bethlehem trugen Glaser Tracht, die Soldaten preussische Uniformen; die Tore waren schwarz und weiß gefärbt, und die Stadt Bethlehem zeigte viele Kirchen mit Kropftürmen.

Diese Nebenbeschäftigungen machten den Eltern keine Freude; sie wurden als Müßiggang angesehen, und ich bekam oft den Vorwurf zu hören, daß ich so nichtsnuzig sei, dem lieben Gott die Zeit zu stehlen. Nicht immer begnügten sich die Eltern, mir Vorwürfe zu machen; sie ließen zuweilen den Stock tanzen, damit ich mir endlich meine Faulheit abgewöhnen sollte.

Einmal hatte ich sogar einen kleinen Mechanismus angefertigt. Ich saß hinter dem Spinnrade. Die Mutter wollte in der Schublade des Tisches etwas suchen; doch kaum berührte sie den Knopf, da fuhren zwei Ritter auf der ganzen Tischfläche dahin. Durch das Ziehen an dem Knopfe waren die Figuren von ihrem Behälter gelöst worden. Die Mutter erschraf vor den lebendig gewordenen Figuren, wandte sich nach mir um, sah mich mit strafender Miene an und seufzte: „Ach, was wird der ungeratene Junge noch für Unfug ersinnen, und wohin wird er in seiner Verkehrtheit kommen!“

Als dem Vater das Vorgefallene mitgeteilt wurde, erhielt ich von ihm eine strenge Strafe. Meine Ritter standen viele Tage in einem Winkel, dann riß ich das Kunstwerk auseinander und warf die Teile ins Feuer.

Trotz der Strafen konnte ich mich von dem verbotenen Zeitvertreib nicht völlig trennen. Wenn die anderen Knaben dem beliebten Ballschlägen oder den Kriegsspielen oblagen, zog es mich in die Holzkammer, wo ich Schnitzereien ausführte oder Bauten aussann. Eine gewisse Neigung zur Zeichenkunst, zur Malerei und zur Baukunst hat mich überhaupt nicht verlassen;



sie hätte nach meiner Meinung meinen Lebensberuf bestimmen sollen, allein die Eltern erblickten in meinen Lieblingsbeschäftigungen nur Arbeitscheu und unnützes Treiben. „Der Junge muß Arbeiten lernen, mit denen er sich das Brot verdienen kann,“ das war der Grundsatz meiner Erzieher.

Im Jahre 1819 verbesserten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse meiner Eltern durch gute Kundschaft wesentlich, aber in unserer Haushaltung war davon nichts zu merken; die Kost blieb so einfach wie früher, und wir erhielten nur die allernötigsten Kleider. Unsere Hemden waren aus so grober Leinwand, daß die Haut dadurch an einzelnen Stellen tatsächlich zerkratzt wurde, und meine Wünsche gipfelten in dem Verlangen: Wenn ich doch ein großer Herr werden könnte, damit ich Syrupsnitten und saure Gurken essen und weiche Hemden anziehen könnte!

Inzwischen nahte das Ende der Schulzeit, und nun sollte ein Beruf für mich gewählt werden; ein Handwerk sollte und mußte ich erlernen. Es wurde mir mancher Vorschlag gemacht, allein keiner gefiel mir. Endlich kam man auf den Gedanken, ich habe Anlagen zur Tischlerei, und nun ward von den Eltern beschlossen, ich müsse ein Tischler werden.

Ich war auch bereit, mich dem Willen der Eltern zu fügen. Ein Meister, der sein Handwerk gut verstand und Tüchtiges darin leistete, fand sich in Glatz. Aber ich hörte, der Meister sei ein grober und sehr jähzorniger Mensch, ein Mecklenburger oder Oldenburger. Das bereitete mir starkes Herzklopfen; ich erzählte das Gehörte meinem Vater und bat ihn, mich diesem Manne nicht als Lehrling zu übergeben. Der Vater wies mich anfangs zurück, zog aber doch genauere Erkundigung ein, fand die Mittheilungen nicht nur sämtlich bestätigt, sondern erfuhr noch obendrein, daß der Mann gar keine Religion habe und gegen alle Konfessionen losziehe. In solche Hände mochte mich der Vater doch nicht geben, und aus meinem Handwerk wurde nichts.

Da ich in wenigen Tagen das Alter von vierzehn Jahren erreichte, so hieß es eines Tages: „Jetzt entscheide dich! Was willst du werden?“ Da faßte ich mir ein Herz, dem Vater eine Bitte vorzutragen, über die er leicht sehr ungehalten werden konnte; ich bat: „Lieber Vater, seid so gut und laßt mich — studieren!“

Die Mutter blickte mich lächelnd an und sagte: „Ach, du lieber Junge! was fällt dir ein? Wer soll denn die Mittel schaffen?“

„Ach Mutter,“ versicherte ich, „ich will euch keine großen Kosten machen, aber laßt nur alle Handwerke! nur studieren möchte ich gern.“

Der Vater war nachdenklich geworden und sagte kein Wort; aber nach einer Weile unterbrach er das Schweigen mit den Worten: „Nun gut; also studieren willst du! Ja, aber die Mittel zur Ausführung? Weißt du was, Mutter, wir dürfen nicht dagegen sein und wollen die Sache probieren.“ Und nun fuhr er drohend fort: „Wenn du aber saumselig und unfleißig wirst, wenn du nicht aufsteigst oder schlechte Zeugnisse bringst — dann wehe dir! Morgen nehme ich dich mit nach Glatz und melde dich beim Direktor Rabath an; so bleibt es jetzt.“

Ich war zum Weinen gestimmt, versicherte aber den Eltern, daß sie über mich niemals zu klagen haben sollten.

Das war am 18. September 1820 geschehen, und am 1. Oktober dieses Jahres bezog ich das Gymnasium in Glatz. Kurz vorher wurde meine jüngste Schwester geboren, und von da an kränkelte meine Mutter; doch lebte sie noch acht Jahre. Der Vater war in damaliger Zeit — er zählte vierzig Jahre — recht rüstig und in dem neu eingerichteten kleinen Geschäft tüchtig auf dem Plage, weil es besser rentierte als die Schmiede- und Schlosserarbeit. Er hatte gefürchtet, das Studium am Gymnasium würde große Kosten verursachen, doch er fand zu seiner Freude, daß die Furcht unbegründet war.



### 3. Meine Gymnasialstudien.

Die Mutter stattete mich, so gut es die Mittel erlaubten, aus und entließ mich mit tausend guten Lehren und Segenswünschen. Der Vater brachte mich zu einer Witwe ins Quartier. Mehrere mit dem Vater befreundete Familien gaben mir Mittagstisch, und die Eltern versorgten mich wöchentlich mit einem großen Brote und zu Zeiten mit etwas Butter. Für Wohnung in der Stube der Witfrau zahlte ich jährlich drei Reichstaler. An Schulgeld zahlte der Vater in den ersten 4 Jahren pro Jahr zwei Reichstaler sechs Silbergroschen; später wurde ich wegen meines Fleißes und wegen Unbemitteltheit der Eltern ganz von der Zahlung des Schulgeldes dispensiert. An Kleidung bedurfte ich wenig; nur zwei Röcke kaufte mir der Vater, die ich während der acht Studienjahre trug. Von anderen Kleidungsstücken erhielt ich jedes Jahr etwas neues. Zu Zeiten bekam ich Taschengeld auf Licht und ähnliche Bedürfnisse. Somit hatte der Vater während meiner Gymnasialstudien incl. Wohnung, Kleidung, Schulgeld, Bücher und anderer Vermittel etwa hundert Taler bare Auslagen, worüber genau Rechnung geführt wurde.

Während der achtjährigen Studien am Gymnasium erlebte ich manches trübe Ereignis, aber das Studium ging doch in ziemlich glücklicher Weise glatt von statten.

Mit Lederhosen und kurzer Jacke kam ich in die erste Klasse (Sexta), die siebenzig Schüler zählte. Die andern Jungen machten zwar ihre Glossen über die Tracht aus einem Schneebirgendorfe, aber ich blieb dabei sehr gleichgültig, und es dauerte gar nicht lange, so waren sie dem Gebirgsjungen alle recht gut und sahen nicht mehr auf die kurze Jacke, sondern auf den, der darin steckte.

Es kostete mich ungemein große Mühe, die neue Weisheit auf der höheren Schule zu begreifen. So gab uns Schülern der erste Professor nach einer langen Einleitung das Thema

zu einem Aufsatze. Das Wort „Thema“ hatte ich bisher noch nie gehört, und was man unter einem Aufsatze zu verstehen, bezw. wie man ihn anzufertigen hatte, davon hatte ich keine Ahnung. Der Professor hielt es nicht für nötig, dem gegebenen Thema ein Wort der Erklärung und Anleitung hinzuzufügen. Mir brummte der Kopf von dem Worte „Thema.“ Dieses fremde Wort und den Satz, der die Aufgabe enthielt, merkte ich mir zwar, aber was weiter geschehen sollte — das mochte der liebe Gott wissen!

Der Professor ging indessen zu anderen Sachen über. Genug, die neue Gelehrsamkeit zu erfassen wurde mir ungemein schwer, insbesondere befiel mich jedesmal große Angst, wenn so ein verwünschtes Thema kam.

Der Professor fand in jeder Stunde an mir zu tadeln und zu mustern; ich tröstete mich indes damit, daß es andern Jungen noch schlechter erging, denn diese mußten zur Strafe viel abschreiben. Unter diesen Abschreibern figurirte ich nur ein einziges Mal. Während ich in den meisten Unterrichtsgegenständen nur mittelmäßig bestand, war ich im Zeichnen von allen Schülern meiner Klasse der erste und hatte an dem guten Professor Blaschke, dem Schreib- und Zeichenlehrer, eine große Stütze.

An meinen ersten Zeugnissen fand mein Vater gar keinen Gefallen; zu meinem Osterzeugnisse schüttelte er bedenklich den Kopf und war der Meinung, daß ich nicht aufsteigen werde. Ich ging aber im Sommerhalbjahr wieder frisch ins Zeug und stieg mit einem ziemlich guten Zeugnisse in die nächste Klasse auf. Ein Mitschüler aus meinem Geburtsdorfe, der als talentvoll galt und etwas besser bestand, hatte zu Hause die Nachricht verbreitet, ich bliebe sicher sitzen. Um so größer war daher die Freude bei den Eltern, als sich diese Lügenpost nicht bestätigte; der Vater erklärte, daß er mir gestatten wolle, fortzustudieren; wenn ich aber einmal sitzen bleibe, so gäbe er mir weiter keinen Denar.



Die Ferien vergingen in der Weise, daß ich die ganzen sechs Wochen den Eltern wie früher bei den Feldarbeiten half. Mein weiteres Studium in der zweiten Klasse ging ungleich besser vonstatten, und ich überholte in diesem Jahre meinen Kameraden aus dem Heimatdorfe; noch besser erging es mir in der dritten Klasse, wo das Griechische und Französische hinzutrat. Als ich am Jahreschlusse mein Zeugnis erhielt, gehörte ich unter die öffentlich belobigten Schüler. In der vierten Klasse erhielt ich endlich beim Aufsteigen das Prämium und ebenso durch alle folgenden vier Jahre.

Bis in die vierte Klasse hatte mich der deutsche Aufsatz stets sauren Schweiß gekostet; denn nur durch die Verbesserungen bekamen wir eine leise Anleitung zu den Aufsätzen. Ich brachte es trotz aller Mühe immer nur zu niedrigen Zensuren. Aber auch diese Sache änderte sich zu meiner Verwunderung. Alle uns gegebenen Themata waren philosophisch oder hatten diesen Anstrich. Der Übungsgang entbehrte jeder Stufenfolge, und alle Gedanken sollte man stets selbst auffinden. Um den Stoff und den geläufigen Ausdruck handelte es sich bei mir, und nicht selten lag ich abends wach im Bette und dachte über mein Thema nach. Bald wurde ich ein Nachtarbeiter, und es ging mir allmählich besser; aber meine Gesundheit litt unter dieser geistigen Anstrengung, und die Nacharbeiten mußten unterbleiben. Doch ein anderer Umstand förderte mich im Aufsatze. Der Vater hatte mir in einer Auktion Schillers und Klopstocks Werke gekauft, und alles, was ich in diesen Büchern las, sprach mich sehr an. Ich war sonst durchaus kein Romanleser, aber die Schillerschen Werke las ich in den großen Ferien durch, und in den Ferien von Tertia zu Sekunda — in jener Zeit kamen diese Klassenbenennungen an den katholischen Gymnasien Schlesiens zu allgemeiner Geltung — lernte ich eine Menge Schiller'scher Gedichte, zusammen 285 Seiten, auswendig, und trug sie laut vor. Diese Übung, so ganz auf bloßem Zufall beruhend, ist mir ungemein

gut zuvorkommen. Denn es weckten diese dem Bewußtsein übergebenen Gedanken meine Verstandeskräfte, bereicherten meinen Geist mit Gedanken und gaben meinem schriftlichen Ausdrucke Sicherheit und Gewandtheit. Als ich nach den Ferien wieder Aufsätze anfertigte, konnte der Professor den Verdacht nicht verhehlen, ich hätte dergleichen nicht aus mir selbst; allein bei der nächsten schriftlichen Übung blieb ihm kein Zweifel übrig, daß ich ehrlich selbst arbeitete.

Kurze Zeit darauf kamen wir zum Lesen der lateinischen und griechischen Dichter und wurden mit den Versmaßen bekannt gemacht. Auch mußten wir Versuche im Versbau im Deutschen machen, was mich in hohem Grade ansprach und mir große Freude bereitete, zumal meine poetischen Versuche zu den besseren gerechnet wurden.

So hatte ich nun in allen Gegenständen die Stufe erreicht, wo ich mir sagen konnte, alle Unterrichtsfächer seien mir geläufig geworden. In einigen, besonders in der Geschichte, im Lateinischen und Griechischen und in der deutschen Litteraturgeschichte durfte ich stets in die erste Reihe treten; im Zeichnen war ich der allererste. Ich zeichnete bei dem Professor Blaschke, der eine kleine Steindruckerei besaß, in Tusche und in brauner und schwarzer Kreide. Einige der besten Zeichnungen aus meinen Schülerjahren sind heute noch in meinem Besitze. Ich rechne hierzu: Zwei Madonnen nach Raphael, ein Apollkopf, ein Beduine, ein Porträt Blüchers, sowie eins von Raphael. Diese eingerahmten Bilder schmücken heute mein Studierzimmer.

Ich hätte gern in Öl malen gelernt, aber es kostete zu viel, und so unterblieb es. Auch tanzen wollte ich lernen; da ich aber das Honorar und die Ausstattung für etwaige Tanzgelegenheit nicht erschwingen konnte, so trat ich nach der ersten Unterrichtsstunde aus dem Tanzkursus.

Neben dieser geistigen und wissenschaftlichen Ausbildung entwickelte ich mich auch in körperlicher und sittlicher Beziehung. Ich wuchs schnell und war zweimal einige Wochen leidend,



indem sich am rechten Arme Krampffassektionen zeigten, die der Doktor für Schreibkrampf erklärte. Diese Krampfanfälle griffen mich sehr an; wahrscheinlich veranlaßte das Nachtsitzen auch Leberleiden, und die Krankheit störte mich in meinem Studium. Doch ging es bald wieder ganz gut mit meiner Gesundheit.

War ich aber auch sittlich gesund und kräftig?

Wie meine Zeugnisse in der Rubrik: „Betragen“ auswiesen, war ich nie hinter den Anforderungen zurückgeblieben. Die Hand aufs Herz: dumme Jugendposen und Gymnastastreiche habe ich genug gemacht, die nicht immer unsträflich waren; aber vor drei verderblichen Dingen, die bei gar manchem Gymnastasten der oberen Klassen im Schwange waren, nämlich vor dem Spiele (Kasardspiele), vor dem Besuche der Wirtshäuser und vor sträflichem gesellschaftlichem Umgange habe ich mich stets gehütet. Wenn die Liebe zu dem andern Geschlecht in meinem Herzen erwachte, das ist mir nicht erinnerlich; denn ich weiß wohl, daß so manches Mädchengesicht einen gewissen Zauber auf mich ausübte, daß ich auch an manchem nicht ungefährlichen Gesellschaftsspiele teilnahm, aber eine ernste Anknüpfung kam nirgends zu stande. Für einige Schulkameradinnen, die daheim zu schmucken Jungfrauen erwachsen, interessierte ich mich allerdings einige Zeit, allein sie traten in den Ehestand und wurden von mir vergessen. In der Gymnasialstadt waren wohl viele begehrenswerte Mädchen für die reichen, aber nur wenige für die armen Gymnastasten zu haben; genug: die ersten Flammen verrauchten, ohne daß sich eine echte Liebesglut daraus entwickelt hätte. Der Vater hatte mir auch ernste Lehren gegeben, und sie mochten sicher mit dazu beigetragen haben, daß ich vor moralischen Verirrungen bewahrt blieb.

Meine Knabenseele war erfüllt von dem Bedürfnisse, treu an den kirchlichen Gebräuchen und frommen Übungen zu halten; nie fehlte ich beim Gottesdienste und beim Empfange des heiligen

Abendmahles; aber meine religiösen Grundsätze waren ebenso frei von orthodoxyer Kopfhängerei wie von intolerantem Wesen, und darin bin ich mir stets gleich geblieben.

So streng von Hause aus die Erziehung war, so konnte sie doch nicht hindern, daß ich meiner Wirtin oft viel zu schaffen machte und ihr von Anfang an allerlei Veranlassung gab, bei meinem Vater über mich zu klagen. Sie besaß einen boshaften Mops und zwei Katzen. Diese ärgerten wir — mein jüngerer Bruder Joseph, der zu mir gekommen war und auch das Gymnasium besuchte, und ich — wenn sie uns nahe kamen. Der Mops bekam vor Ärger Krampfanfälle, und die arme Frau hatte stets Verdruß über die lieblose Behandlung ihrer Lieblinge. Da diese aber nacheinander der Altersschwäche erlagen und sich begraben ließen, so wurde uns die alte Frau gewogener und wir ihr. Ich habe sie immer in gutem Andenken behalten, denn sie hat redlich über uns gewacht, daß wir nicht in sittlichen Schaden gerieten.

Zu meinen Lehrern, dem Direktor Rabath, dem Regens und Professor Bach, dem Professor Blaschke (drei geistliche Herren), den Professoren Hoffrichter, Schimmel, Langer, Tilsch und Religionslehrer Herzig habe ich stets im besten Verhältnisse gestanden. Der Direktor war ein wahrer Vater seiner Zöglinge, und unter seiner Leitung blühte das Gymnasium. Unter allen Lehrern herrschten kollegialischer Sinn und Eintracht, sowie der ganzen Anstalt ein guter Geist innewohnte. Nur einmal wurde einem Professor ein „Dusch“ gebracht, bei dem ich aber unschuldig war, von der Strafe jedoch nicht ausgeschlossen blieb. Drei Schüler wurden von der Anstalt fortgeschickt, die anderen kamen mit gelinderen Strafen davon.

So ging die Gymnasialzeit zu Ende. Ich hatte in der langen Zeit die Erfahrung gemacht, daß ich zum Studium nur geringes Talent besaß, aber durch Fleiß gar vieles ersezen konnte. Im Ganzen hatten wir viel Unnützes und Un-



praktisches gelernt, und, wie ich später einsah, fehlte manchem unserer Lehrer das pädagogische Geschick.

Wenn wir zu den Ferien nach Hause kamen, so mußten wir zunächst die aufgegebenen Schularbeiten anfertigen; dann wurde die Arbeitstracht angelegt, und wir mußten bei allen Beschäftigungen in der Ernte und Feldarbeit tätig sein; der Vater ließ dabei nichts nach, und wenn auch selbst die Leute spöttelten: „Die Schmiedestudenten müssen mähen, einfahren, Dünger laden und ackern, sie müssen am Schmiedestoße oder im Holzstalle arbeiten, dreschen“ u. s. w., das änderte in der Sache nichts. Oft kamen Kameraden zum Besuch; dann erhielten wir die Erlaubnis, mit ihnen auf die Berge zu steigen, besonders auf den Schneeberg; auch zum Wölfelsfalle und anderen Sehenswürdigkeiten durften wir mit den Kameraden wandern. Wir selbst erhielten kein Geld um Ferienreisen zu unternehmen; jedoch durften wir manchmal entfernte Verwandte besuchen, die in allen Teilen der Grafschaft Glatz wohnten. An den Sonntagen wurde nachmittags auch manchmal auf die Jagd gezogen (natürlich unerlaubt), aber wir haben dabei nie eine Klaue von Wild zu sehen bekommen und schossen dann nach der Scheibe, köllerten mit einem Mörser oder fertigten Leuchtfugeln und Raketen und ließen sie steigen. Es ist fast wunderbar, daß uns bei dieser gefährlichen Unterhaltung nicht ein Unglück zustieß.

Der Vater und die Mutter, obgleich in besseren wirtschaftlichen Verhältnissen als in meinen Kinderjahren, waren unermüdlich tätig; der ältere Bruder und die jüngeren Geschwister halfen den Eltern redlich bei ihrer Arbeit.

So nahete meine Abiturientenprüfung; ich bestand sie Anfang August 1828 und ward mit dem Zeugnisse Nr. II mit vorzüglicher Auszeichnung entlassen. Mein Plan ging dahin, mich auf die Universität Breslau zu begeben und Philologie zu studieren. Ich erhielt bei der Entlassung noch ein Prämium und kam mit vielen Freuden nach Hause. Hier

aber fand ich die Mutter bereits bettlägerig, und Ende August verschied sie im dreiundfünfzigsten Lebensjahre. Wir waren alle insgesamt trostlos über das Dahinscheiden der Teuren, und es schien, als wenn nun die ganze Wirtschaft auseinanderfallen sollte. Da ordnete der Vater an, einer von uns müsse die Hochwirtschaft — das Los traf mich — ein anderer die Stallwirtschaft u. s. w. besorgen, und es ging in der langen Zeit der Ferien alles durcheinander.

Am 23. Oktober 1828 reiste ich nach Breslau, wo ich mit einem Kameraden zusammen wohnte. Ich wurde immatrikuliert und besuchte am 2. November das erste Kolleg.

#### 4. Meine Universitätsstudien und die Kandidatenzeit.

Als ich die Universität bezog, hatte ich bereits zweiundzwanzig Lebensjahre hinter mir und begann also die Universitätslaufbahn in einem Alter, wo sie andere schon verließen. Ich ließ mir Kollegia bei mehreren Professoren einschreiben und studierte fleißig, aber ganz ohne Plan und ohne ein klares Ziel. Ich weiß nur, daß ich die Kollegia regelmäßig besuchte und sie bearbeitete; noch jetzt sind ein Stoß solcher Hefte da. Besonders sprachen mich, nachdem ich mich durch die trockenen Anfänge durchgearbeitet hatte, die philosophischen Vorträge von Branitz an. Die Hobegetik (Anleitung zu richtiger Verwendung der Universitätsjahre) machte mir Spaß. — In dem zweiten Jahre richtete ich mir die Studien so ein, daß ich neben einigen Brotkollegien auch einige andere hörte.

Ich gedachte mich nach dreijährigem Studium zur Prüfung zu melden, allein ich kam viel später ans Ziel, und zwar wider meinen Willen. Als ich nämlich nach 3 $\frac{1}{2}$  Jahren



meine Exmatrikulation nachsuchen wollte, kam eine umfangreiche Verfügung des Ministers Altenstein von 1831, und diese mußte uns Philologen und Philosophen vom Dekan publiziert werden. Mich traf die Anordnung, daß alle Kandidaten des Gymnasiallehrfaches mehrere theologische Kollegia, als Dogmatik, Kirchengeschichte und Exegese und außerdem aus der Philosophie: Logik und Psychologie, Geschichte der Philosophie und Moralphilosophie, auch Metaphysik und Pädagogik auf dem Kollegienbogen aufgeführt haben mußten. Ich mußte daher besonders wegen der Theologika noch ein achttes Semester die Universität besuchen und wurde erst im August 1832 exmatrikuliert.

Ging es mit meinen Studien erträglich, so waren andere Dinge weniger günstig für mich. Der Vater konnte mir nur etwa achtzig Thaler jährlich geben. Natürlich bekam ich die Kollegia gestundet, aber da ich von den 80 Thalern Bücher, Wohnung, Beköstigung und Kleidung bestreiten mußte, so ging es sehr karg bei mir zu, und ich weiß auch gar nicht, wie schnell das Geld immer verrollte. Stundenverdienst fand sich nicht, und ich bemühte mich auch nicht etwa sehr um Privatstunden, da sie mich in meinen Studien störten. Stipendien waren nicht zu erlangen, und nur aus der Regierungshauptkasse bekam ich einige Mal zehn Taler. Dagegen bewarb ich mich mit Erfolg um königliche Freitische, wozu man eine Prüfung bestehen mußte, und ich erhielt nach dem ersten Semester wöchentlich vier Tische; das war mir sehr willkommen. Bei einem dieser Freitischexamina stellte der Professor Steffens in der Philosophie die Frage: „Was ist das Philosophische eines Tisches?“ Alle waren frappiert. Ich war einer der letzten an der Tafel, und während ich noch überlegte, richtete der Fragesteller seine Blicke nach mir. Alle meine Vordermänner hatten keine Antwort zu geben gewußt. Auf's Geratewohl erklärte ich: „das Philosophische eines Tisches ist der Begriff, den jemand vom Tische hat.“ Mit diesen

Antwort war der Professor sehr zufrieden. Darauf quälte er mich fast ganz allein mit seinen philosophischen Fragen. Viele meiner Antworten fanden zwar seinen Beifall nicht, aber der Professor war mir von dieser Zeit an persönlich gewogen und gab mir, wenn ich Kollegia bei ihm hörte, stets glänzende Zensuren. Außerdem hatte ich bei den Professoren Rochonski und Jungniß Vertrauen erweckt. Bei den anderen Herren schien ich nicht gut angeschrieben zu sein. Ich konnte freilich nicht zudringlich sein, sah aber, daß „Fuchschwänzer“, die mit mir in Kenntnissen nicht die Probe aushielten, sich in Seminarstellen einschmuggelten und mit Stipendien reichlich bedacht wurden.

Da ich keine Stipendien erhielt und fast nur auf die väterliche Unterstützung angewiesen war, so mußte ich während meiner Studienzeit sehr zurückgezogen leben. Das Renommieren und Kommerfieren und andere studentische Herrlichkeiten mußten natürlich so viel als möglich gemieden werden. Doch ließen sich nicht alle Geldausgaben umgehen. Ich mußte zunächst fechten lernen, dann bei einem Kommerz erscheinen, wobei ich zu den Burschenschaftlern eingeschrieben wurde. Dessenungeachtet habe ich mich um den „Kram“ nicht weiter geschoren und ließ im zweiten Jahre alles seinen Gang gehen, ohne mich dieser oder jener Partei anzuschließen. Die drei Häupter der Burschenschaft waren meine intimen Freunde schon von den Gymnasialstudien her, jedoch trennten wir uns allmählich, da ich bei ihnen stets heimliche Dinge verhandeln hörte, die stark nach Demagogie rochen.

Was mir dagegen mehr am Herzen lag, war der Wunsch, irgendwo Eingang in gebildete Familien zu finden, um gesellschaftliche Bildung zu gewinnen. Mein Wunsch erfüllte sich jedoch nicht. Sei es, daß ich zu hohe Ansprüche machte, oder daß ich nicht den rechten Weg wählte, der mich ans Ziel hätte führen können.



In einigen Familien hätte man mich gern gesehen, allein in allen diesen gab es junge Töchter, und diese hätten leicht auf den künftigen Gymnasialprofessor spekulieren können; das wollte ich vermeiden. Ein Sohn der einen Familie, der mit mir studierte und wohlhabende Eltern hatte, zog mich oft mit in seine Wohnung; ich konnte mich jedoch nicht dazu entschließen, mich seinen Eltern und Schwestern vorstellen zu lassen. Später verlor der Vater meines Freundes wegen einiger Amtsvergehen seinen Posten, und der Sohn wurde sehr unglücklich. Gut für mich, daß ich in jenem Hause nur harmlose Süßigkeiten genossen, aber nicht festen Fuß gefaßt hatte!

Mit einigen Studiengenossen hielt ich in gleicher Gesinnung zusammen, und als sie die Universität verließen, fand ich an meinem jüngeren Bruder Joseph, der Jurisprudenz studierte, und einem Kandidaten der evang. Theologie, einem heiteren jungen Manne, willkommene Gesellschaft. Der Theologe sprach geläufig französisch und bot uns Gelegenheit zu fleißigen Sprechübungen. Mit meinen jungen Freunden habe ich viele heitere und angenehme Stunden verlebt, und mancher lustige Schwank, mitunter wohl auch ein abenteuerlicher Spaß, ist ausgeübt worden. Mein Bruder Joseph war talentvoll, äußerst jovial und am Erfinden von Scherzen nicht der letzte. Hatte er einen Streich erfunden, so machten die anderen noch ihre Zugaben, und was geriet, das ließ man sich gefallen. Wenn aber der Streich übel ablief, so trug ein jeder die Folgen mit Gleichmut. Zu den amüsantesten Unterhaltungen gehörten Paukereien (Duelle), wobei nasse Handtücher als Paukinstrumente dienten.

Die letzte Zeit meiner Universitätsstudien war inzwischen gekommen; ich mußte eifrig meinen Studien obliegen. Mein Bruder übersiedelte nach der Berliner Universität. Wenige Monate bevor Joseph nach Berlin ging, reisten wir nach Hause zur Hochzeit des Vaters, der eine zweite Frau heiratete. Sie war eine böse Stiefmutter, was wir beiden Studenten weniger

empfanden, als die armen Geschwister zu Hause. Alle begegneten ihr in Liebe, aber sie war auf uns Kinder stets erbittert.

Inzwischen ging ich an meine Prüfungsarbeiten und lieferte sie ab. Nun kamen die verwünschten Demagogengeschichten an den Tag, und diese bewirkten in den Prüfungen solche Störungen, daß ich erst für den 8. Oktober 1833 zur Prüfung berufen wurde. Der Prüfungstermin wurde jedoch noch einmal, und zwar um einen vollen Monat, hinausgeschoben.

Ganz allein bei der Prüfung wurde ich von Mittags zwei Uhr bis zehn Uhr abends ohne Unterbrechung mit Fragen gefoltert, und ich glaubte, in diesen heißen Stunden recht meinen Mann gestellt zu haben. Der geheime Archivrat Professor Stenzel, die Professoren Braniß, Held, Scholz und Domherr Ritter waren meine Examinatoren. Ich vermeinte in allem für die Fakultas docendi in oberen Gymnasialklassen völlig genügt zu haben und war nicht wenig überrascht, als mir nach einer Viertelstunde das Resultat der Prüfung dahin verkündigt wurde, ich habe die fac. doc. für die unteren und mittleren Klassen an Gymnasien erlangt.

Ich ging trostlos und mit schwerem Herzen nach Hause; alles, was ich getan und so fleißig geübt hatte, schien mir vergeblich. Zwei Tage nach dem Examen wurde ich zur Probelektion am Matthiasgymnasium in Breslau beordert und mußte nach kurzer Vorbereitung in Tertia ein Kapitel eines französischen Schriftstellers mit den Schülern lesen. Über diese Lehrprobe erhielt ich eine sehr lobende Zensur in mein Zeugnis, was aber erst nachträglich geschah, und es ist mir noch heute unerklärlich, warum man bei der Entscheidung über den Grad meiner Befähigung nicht den Ausfall der Lehrprobe abgewartet und diese nicht mit in Anrechnung gebracht hat. Ich schrieb das unerfreuliche Prüfungsergebnis einem besonderen Mißgeschick zu; denn an meinem Fleiße und redlichen Streben hat es nicht gelegen.



Noch ehe ich die Prüfung bestand, war ich als Kandidat an das kath. Gymnasium zu Glogau berufen worden, wo ich zugleich in eine Hauslehrerstelle eintrat. Dorthin reiste ich nach meinem Examen sofort und trat an dem nächstfolgenden Montage daselbst meine Lehrerlaufbahn an. Es wurden mir die Hauptgegenstände, nämlich Latein, Deutsch, Erdkunde und Geschichte in Sexta und zwei Stunden Naturlehre in Quinta übertragen. Meine Schüler machten befriedigende Fortschritte, und bei den Prüfungen erntete ich von den Kollegen mehrfaches Lob. Außer den Stunden mußte ich wie die übrigen Lehrer, wenn die Reihe an mich kam, meine Inspektionswoche abhalten. Im übrigen blieb ich der Anstalt ziemlich fern stehen, denn nur ein einziges Mal, nämlich bei der Schlußkonferenz, wo es sich ums Aufsteigen der Schüler handelte, wurde ich zur Lehrerberatung zugezogen.

Außer meiner Wirksamkeit am Gymnasium versah ich die Hauslehrerstelle im Hause eines polnischen Gutsbesizers. Die Familie wohnte der beiden Söhne wegen, welche das Gymnasium besuchten, in Glogau. Über das Privatlehrer-Verhältnis möchte ich lieber schweigen. Der Hausherr, ein Herr v. R., etwa fünfzig Jahre alt, war in der Suite Napoleons gewesen und lebte nun im Besitze von vielem Gelde als ein reicher Müßiggänger. Im Äußern unansehnlich, klein und mager, war er eigentlich eine Null im Hause; die Frau und die Kinder herrschten. Die Frau, etwa dreißig Jahre alt, ohne Bildung — einst ein armes polnisches Fräulein — war von dem reichen Manne gehehlicht worden. Die Familie konnte ihren Reichtum kaum übersehen, aber es herrschte in ihrem Haushalt eine übertriebene Sparsamkeit; insbesondere war die Hausfrau gegen alle Deutschen im höchsten Grade eingenommen und sprach mit dem armen Tropfe von Hauslehrer nie ein freundliches Wort. Wenn wir während der Ferien auf die Güter fuhren, so hatte ich das Vergnügen, mit dem Küchenpersonal in einem polnischen Landwagen zu

fahren oder es stand mir frei, durch Sandgegenden und Wälder zu Fuße zu marschieren. Genug: meine Lage war sehr unangenehm; doch mußte ich den Kontrakt innehalten, den ich in Breslau unterschrieben hatte.

Meine Wirksamkeit in Bezug auf die Kinder war bei meinem vielen guten Willen gleich Null; die beiden Knaben, der eine zwölf, der andere vierzehn Jahre alt, machten, was sie wollten und höhnten mich, wenn ich mit aller Güte sie zur Arbeit heranziehen wollte; ebenso ward ich verlacht oder gleichgültig angehört, wenn ich Klagen bei den Eltern erhob.

Ich grämte mich im Stillen, mußte aber die Sache gehen lassen wie sie ging, wenn ich nicht täglich Bitterkeiten hören wollte. Leider bestätigte sich nur zu schnell, was ich dem Vater bei meinem Abgange vorausgesagt hatte: die Knaben blieben beide in der dritten Klasse sitzen, und der jüngere ist später lieberlich geworden, wozu er schon Anlage mit zwölf Jahren zeigte.

Habe ich auch in diesem Hause viele bittere Erfahrungen gemacht und schweres Leid getragen, so wünsche ich den Hausgenossen doch alles Gute.

Während ich am Gymnasium mit gutem Erfolge gewirkt hatte, wie mein Zeugnis besagt, erntete ich als Hauslehrer gar keine pädagogische Frucht, aber ich war um recht viele Erfahrungen reicher geworden. Ich habe viel gearbeitet, denn ich saß meist in meinem, von den Wohnungsräumen der Herrschaft durch einen weiten Gang getrennten, sehr — sehr ärmlich möblierten, kalten Stübchen, in dem ein Stück Decke schon vor mir herabgefallen war, und durch welchen Defekt der Schnee im Winter und der Regen im Sommer ungehindert mich heimsuchten. Ich hatte mir daher eine schwere Erkältung zugezogen, aber Dank meiner kräftigen Natur erlangte ich doch meine Gesundheit wieder.

Wie sich denken läßt, hatte ich im Hause leider keine Zerstreuung und keinen Anhaltspunkt. Einen solchen fand



ich aber bei zwei Professoren, die zu meinen Landsleuten zählten. Der eine war Laie und unverehelicht, der andere geistlich; sie hielten treulich zusammen und sahen mich gern in ihrer Gesellschaft. Sie merkten meine innere Betrübniß, aber ich mochte sie nicht mit Klagen belästigen und fragte sie nur zu Zeiten um guten Rat. Die beiden guten Leute verschleuchten den etwaigen eigenen Kummer und Ärger mit dem bekannten Mittel — mit der Weinflasche — und oft mußte ich mit ihnen ein wenig zechen, aber ich hatte keine Freude daran. Ich kann hierbei gestehen: ich bin nie, weder vom Wein, noch vom Bier, am wenigsten vom Schnapstrinken ein Liebhaber gewesen, wie ich denn auch ein unveröhnlicher Feind des Tabakrauchens und Schnupfens bin. Daher nahm ich gern an ihren Unterhaltungen und nur nebenbei am „Gläsern“ teil. Auch mit den andern Lehrern der Anstalt und mit der Geistlichkeit verkehrte ich gesellschaftlich, sonst aber kam ich zu keiner Seele. Nur ein einziges Mal erhielt ich vom Hausherrn Billete zum Theater für die Kinder und für mich. Wir sahen eine schlechte Aufführung von „Hinke der Freiknecht“ von Ch. Birch-Pfeiffer. Nie bin ich in einem öffentlichen Garten, bei einem Konzert oder bei einer anderen Unterhaltung gewesen und weiß daher von den Vergnügungsorten und Arten der Glogauer nichts zu sagen. Ebenso wenig lernte ich die weiblichen Schönheiten der Stadt kennen. Wohl blickte mich manches holde Wesen freundlich an, allein der unsichere Kandidat sah sich nicht veranlaßt, das Netz auszuwerfen. Überdies stand ich im Briefwechsel mit meiner späteren Frau Pauline v. Stempel, die ich am Weihnachtsabende in einer Familie zu Breslau kennen gelernt hatte, und auf die ich meine Hoffnung für die Zukunft setzte. Freilich dauerte es noch fünf Jahre, bis unser Bund vor dem Altare geschlossen wurde.

Mein Probejahr lief mit Ende August 1834 ab; gleichzeitig trat ich aus dem Verhältnisse im K.'schen Hause, indem ich meine letzte Gehaltsrate von 54 Talern bezog. In der

letzten Zeit meines Universitätsstudiums hatte ich bei einem guten Freunde meines Vaters auf Kredit monatlich 10 Taler entnommen und hatte somit 260 Taler Schulden. Davon bezahlte ich von Glogau aus, da ich sehr sparsam lebte, 70 Taler; 80 Taler behielt ich für mich zur Bestreitung der notwendigsten Bedürfnisse. Von diesem letzten Betrage waren mir noch 54 Taler geblieben.

Mit dieser Barschaft reiste ich Ende August von Glogau ab und wanderte per pedes nach Berlin zu meinem Bruder Joseph. Dort blieb ich zwölf Tage, dann reisten wir, fast immer zu Fuß, auf gemeinschaftliche Kosten nach Potsdam, Brandenburg, Magdeburg, durch Thüringen nach Sachsen; kamen nach Leipzig, Meissen und Dresden; besuchten die sächsische Schweiz und trennten uns in Dresden, ich, um nach Glogau, mein Bruder, um nach Berlin zurückzukehren. Wir besaßen anfangs 80 Taler Reisegeld und teilten den Rest von sieben Talern brüderlich in der Neustadt zu Dresden.

Als ich nach Glogau zurückgekehrt war, fand ich in meinem Tagebuche, daß ich innerhalb acht Wochen, eingerechnet den Aufenthalt in Berlin und anderen Städten, einen Weg von 194 deutschen Meilen zurückgelegt hatte. Das war in damaliger Zeit eine weite Reise, und ich wurde groß angesehen, wenn ich davon sprach.

Diese Fußreise war beschwerlich, hatte aber für uns einen eigenen Reiz und im Vergleich zu den Reisen mit der Eisenbahn große Vorzüge. Wo es uns gefiel, da hielten wir längere oder kürzere Zeit Rast, zeichneten Skizzen von hübschen Landschaften, nahmen Sehenswertes in Augenschein, plauderten mit den Bewohnern der betreffenden Gegend, beteiligten uns hie und da an der Unterhaltung in lustiger Gesellschaft, erlebten manches kleine Abenteuer und lernten Land und Leute besser kennen als die heutigen Vergnügungsreisenden, die bequem per Dampf von einem Orte zum anderen fahren.



Als ich nach Glogau zurückkehrte, erwartete ich die Entscheidung in zwei für mich wichtigen Dingen. Ich hoffte, an dem dortigen Gymnasium meine Lehrtätigkeit fortsetzen zu dürfen; allein ein neuer Kandidat war bereits an meine Stelle berufen worden. Ferner hoffte ich auf eine Anstellung in der Provinz Posen. Da das Unterkommen bei der Überzahl von geprüften Kandidaten sehr schwer war, so hatte ich mich bei meiner Anwesenheit in Berlin dem Minister Altenstein vorgestellt und ihm eine Bittschrift um Anstellung überreicht. Der greise, untersetzte Herr maß mich vom Kopfe bis zum Fuße und sagte freundlich: „Es ist möglich, ich finde Gelegenheit, Sie in Posen versorgen zu lassen.“ Ich dankte untertänigst im voraus und ward entlassen.

Von Berlin aus erhielt ich keinen weiteren Bescheid, aber ein mit dem Postsiegel „Posen“ versehenes Schreiben war während meiner Reise in Glogau für mich angekommen. Ich wurde darin aufgefordert, zu erklären, ob ich die Rektorstelle an der Kommunalsschule in Koczmin anzunehmen geneigt sei. Ich war darüber keineswegs erfreut; denn das Einkommen betrug nur 300 Taler. Darum verzichtete ich auf die Stelle und hoffte eine Anstellung in Schlesien zu erhalten.

Um inzwischen mich zu beschäftigen, wollte ich eine Hauslehrerstelle annehmen und reiste zu diesem Zwecke nach Breslau, fand aber erst nach einem Vierteljahre eine solche in dem Hause des Herrn von Gaffron, königl. Geh. Regierungs-Rates; er wohnte auf seinem Landgute Kunern bei Münsterberg. Die Familie war evangelisch. Bei ihr fand ich sehr humane Aufnahme, und ich habe dort zwei Jahre in recht angenehmer Weise verlebt. Es waren wieder zwei Knaben, die ich zu unterrichten hatte, der eine war elf, der andere dreizehn Jahre alt. Der ältere Knabe fand im Alter von 14 Jahren Aufnahme in die Sekunda der Ritter-Akademie; der jüngere blieb im Hause. Mit beiden Kindern machte ich kleine Ausflüge ins Gebirge, bisweilen fuhren wir auch nach Breslau und

hielten uns dort einige Tage auf. Außer der Ferienzeit ward fleißig studiert. Die Knaben waren folgsam und fleißig, nur mit der mürrischen Gouvernante konnten sie sich ebenso wenig befreunden wie das übrige Personal, aber sie folgten ihr doch.

In Kunern war ein schöner Park und ein großer Gemüse- und Blumengarten. Dort habe ich bei dem Gärtner botanische Studien gemacht, allerdings ohne bleibenden Erfolg, da ich keine praktische Verwertung dafür hatte.

Im übrigen will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich in meiner pädagogischen Wirksamkeit viele Fehlgriiffe begangen habe. Ich studierte eben mit den Kindern in dem antiquarischen Krame herum und legte auf manche Dinge, wie auf die deutsche Sprache — in der ich nur Aufsätze anfertigen ließ — auf Naturkunde u. dergl. gar keinen Wert; auch trieb ich die Kinder mit zu großer Eile zum Lernen an und forderte gewiß oft zu viel, was sie denn doch manchmal ungeduldig machte, so daß mich der Herr Papa einmal im Park unter vier Augen aufforderte, ich möge meine Anforderungen nicht übertreiben. Ich überlegte, fand, daß er Recht hatte, und der Unterricht wurde angemessener betrieben.

Inzwischen sollten die Kinder wegen der Religion wieder einen evangelischen Hauslehrer erhalten. Am 1. Mai 1836 wurde mir gekündigt. Wir waren gerade in Breslau, wo sich ein neuer Hauslehrer vorstellte. Er konnte aber erst sein Amt im August antreten; bis dahin blieb ich in meiner Stellung.

Die Entlassung traf mich wie ein Donner Schlag. Ich reiste nach Breslau zum Regierungsrat Vogel, der mir gewogen war, und bat ihn, auf eine Anstellung für mich bedacht zu sein. Er meinte, er habe wohl eine Stelle, aber nicht an einem Gymnasium, sondern an einem Lehrerseminar; es hätten jedoch schon sieben Bewerber die Probeaufsätze gemacht und die Probelektionen gehalten. Ich bat um nähere Auskunft



über die Stelle und um die Themen zu den schriftlichen Probenarbeiten, und erhielt die Aufsatzhemen.

Gedankenschwer reiste ich nach Hause und sandte zwei Arbeiten, jede zwölf Bogen umfassend, nebst einem Lebenslaufe ein. Darauf erhielt ich keine Antwort. Auch eine neue Hauslehrerstelle konnte ich nicht ausfindig machen. An Pfingsten war ich im väterlichen Hause, um die Angehörigen zu besuchen; der Vater war um mein weiteres Fortkommen sehr bekümmert, da wir vermeinten, die Seminarlehrerstelle sei längst anderweitig vergeben.

Da im Juli von der Herrschaft wieder ein Wagen nach Breslau fuhr, so benutzte ich diese Gelegenheit und fuhr mit, um endlich doch das Resultat meiner Bewerbung zu erfahren, bezw. um wieder nach Hauslehrerstellen herumzufragen.

Als ich bei dem Herrn Regierungsrat eintrat, war der gute Herr sehr erfreut und sagte mir, ich komme wie gerufen; meine Arbeiten hätten am meisten befriedigt und sofort müsse ich am Seminar Probelektion halten. Er ging mit mir, stellte mich dem Seminardirektor vor und führte mich in eine Klasse der Übungsschule, wo ich in der deutschen Sprachlehre, in der Geschichte und Erdkunde  $2\frac{1}{2}$  Stunden Probe ablegte; dann war Schluß. Die beiden Herren sprachen allein mit einander, und dann sagte der Herr Regierungsrat: „Nun, Schmidt! schreiben Sie sofort eine kurze Eingabe; Sie bekommen die Stelle. Herr Direktor, zeigen Sie ihm seine künftige Wohnung!“ Ich dankte ihm tiefgerührt. Der Direktor führte mich zu den Zimmern, die der anzustellende Lehrer beziehen sollte. Ich war wie verzaubert über die schöne Wohnung von sechs Zimmern.

Sogleich schrieb ich bei einem Bekannten eine kurze Petition, und acht Tage später erhielt ich die interimistische Berufung mit dem Auftrage, das Amt am 1. September anzutreten. Ich blieb im v. Gaffronschen Hause bis zum

1. September. Die herrschaftliche Familie nahm an der günstigen Wendung meines Geschicks herzlichen Anteil.

Selbstverständlich teilte ich das glückliche Ereignis auch meinen Angehörigen mit. Der Brief hatte den Vater erschreckt, da er Unangenehmes erwartet hatte; um so größer war der Jubel, als er die ersten Zeilen gelesen. Vor Freude konnte er nicht essen, da der Brief kurz vor dem Mittagbrote eintraf. Tausendmal dankte er dem Himmel, daß nun ein Sohn versorgt sei.

Meine Kandidatenjahre waren zu Ende; zehn Monate nach der interimistischen Einberufung ward ich definitiv als Seminarlehrer bestätigt.

## 5. Meine Wirksamkeit als Seminarlehrer.

Nach Ablauf meiner Kandidatenzeit stand ich der Vollendung meines dreißigsten Lebensjahres nahe, und schon hatte mich das Volkspruchwort beängstigt: „Wer mit zwanzig Jahren noch nichts kann, mit dreißig noch nichts ist, mit vierzig Jahren noch nichts hat, der bringt's im Leben zu nichts.“ Nun hatte ich ja mit zwanzig Jahren etwas gekonnt, aber es war fraglich, ob die Zeitumstände mich mit dreißig Jahren mehr werden lassen als einen Hauslehrer. Und nun war es schneller als ich zu hoffen wagte gekommen, daß ich „vor dreißig Jahren etwas war.“

Als ich in das Seminar kam, war mir die Volksschullehrerbildung in ihrem Wesen nur im allgemeinen bekannt. In meiner Unerfahrenheit wollte ich daher so wie am Gymnasium gelehrte Sachen vornehmen, allein ich sah bald ein, daß damit nichts ausgerichtet war. Nun suchte ich mich zu orientieren und bat den Direktor um Rat. Dieser ehrenwerte Mann suchte jedoch mehr meine materielle Stellung zu ver-



bessern, als mich über Ziel und Wege meiner amtlichen Wirksamkeit aufzuklären.

Der Direktor L. Wenzel war ein Mann von ernstem, höchst ehrenwerthem Charakter und um fünf Jahre älter als ich. Er war ein talentvoller, durch und durch gescheiter Mann, aber auch ein tüchtiger Direktor. Unter den Zöglingen hielt er strenge Ordnung und Manneszucht, stand in seiner Unterrichtsweise weit über ihnen und wirkte mehr gelehrt und aufklärend als für den einfachen Schullehrerberuf notwendig gewesen wäre. Außerdem waren seine Lehren sehr frei, und er hatte, allerdings auch noch aus anderen Gründen, viele Feinde. Diese gingen darauf aus, ihre Intriguen gegen ihn in der Anstalt anzuspinnen. Das gelang ihnen aber nur bei einem Mitgliede des Lehrerkollegiums und in einem Falle. Alle ferneren Bemühungen in dieser Hinsicht waren vergeblich.

Dieser Mann ging unbeirrt seinen Weg. In Bezug auf mich war seine Gesinnung eine äußerst wohlwollende; allein auf pädagogischen Gewinn konnte ich bei ihm nicht rechnen; denn in freien Stunden liebte er mehr die Unterhaltung in geselliger Heiterkeit als im Gespräche über unsere Berufsarbeit. Ich war oft sein Gast und fehlte nie, wenn er seine Freunde um sich hatte, aber in der Hauptsache gewann ich dabei wenig und mußte mich eben einarbeiten so gut ich konnte.

Der Direktor hatte die Absicht, mich in wirtschaftlicher Beziehung erträglich zu stellen und machte es mir möglich, daß ich mir ein Jahr nach meiner Anstellung eine Häuslichkeit gründen konnte.

Im November 1837 war der glückliche Zeitpunkt gekommen, wo wir uns, meine Braut und ich, vor dem Altare die Hand reichten und den Bund der Herzen schlossen. Die Hochzeit wurde in meiner Wohnung nicht gerade einfach gefeiert, da wir viele Gäste um uns vereinigt sahen, und es ging daher sehr lustig zu; in allen drei Lehrsälen des Seminars war Tanz, und die Braut wurde aus einem Saale in den andern

geholt. Sie tanzte mit meinen Gästen und den Schülern der Anstalt. Die Schüler hatten auch meiner Braut ein Geschenk von Silbersachen gemacht und ihr Gedichte überreicht.

In diesem neuen häuslichen Verhältnisse lebten wir froh und zufrieden. Durch meine Einrichtung am Seminar, wobei ich mir alles bis auf die geringste Kleinigkeit beschaffen mußte, waren mir 740 Taler Schulden erwachsen. Durch Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit gelang es, diese innerhalb der ersten acht Jahre bis auf den letzten Heller zu tilgen, und kurze Zeit darauf starb mein freundlicher Kreditor, der in der Stellung eines Hausknechtes und später Bedienten sich 4000 Taler, und zwar auf ehrliche und rechtliche Weise in vierundvierzig-jährigem Dienste erspart hatte. — Es wurden uns vier Kinder vom Höchsten geschenkt, von denen die ersten beiden ein Jahr nach ihrer Geburt starben.

An der Anstalt hatte ich zwei große Felder, und zwar das der deutschen Sprache mit ihren Zweigen: Lesen, Deklamieren, Aufsatz und Grammatik, und ebenso Weltkunde in ihren Zweigen: Erdkunde, Geschichte und Naturlehre zu vertreten. Schreiben und Naturgeschichte waren einem anderen Lehrer übertragen worden. Außer meinen Unterrichtsstunden mußte ich Woche um Woche mit dem Hilfslehrer die Spezialinspektion übernehmen, die Abendandachten abhalten und an der ganzen erziehlichen Einwirkung auf die Seminaristen als angehende Lehrer teilnehmen. Es ging in allen Dingen von Jahr zu Jahr besser, nachdem ich über manche Mißgriffe glücklich hinweggekommen war. Neben mir wirkten am Seminar: Oberlehrer Rendschmidt, ein Schüler Pestalozzis, der zugleich Rektor einer Volksschule war, ein Musiklehrer, sowie ein Zeichen- und ein Schreiblehrer; letztere aushilfsweise.

Im Jahre 1840 trat an die Stelle des ersten Seminar-direktor, der als Pfarrer in die Seelsorge zurückkehrte, ein neuer Direktor in der Person des durch seine Bücher in der pädagogischen Welt bekannten, späteren Regierungsrates



Barthel. Auf diesen folgte nach sechs Jahren der Direktor Lic. Baucke. Das schlimmste bei diesem schnellen Wechsel war, daß mit jedem neuen Direktor die Hausordnung und vieles andere umgeändert wurden. Auch wir Lehrer wurden dadurch in ein anderes Geleise gedrängt, doch habe ich mich immer wieder in die neue Ordnung eingerichtet. Hat es auch manchmal Mißhelligkeiten gegeben, so kann ich doch sagen: Gott sei Dank! vom Kollegenkreuz bin ich nicht gedrückt worden. Im Ganzen hat im Kollegium stets Eintracht und freundlicher Verkehr bestanden.

Wiewohl der Unterricht an der Anstalt nach dem Fachsystem eingerichtet ist, so war ich doch von Anfang an bestrebt, mir neben meinen Fächern auch genaue Bekanntschaft mit den übrigen zu erwerben. Dies ist mir auch mit der Zeit gelungen, und ohne mir den Vorwurf der Ruhmredigkeit zuziehen, glaube ich behaupten zu können: Ich habe die pädagogische Reise erlangt. Die höhere Stufe eines pädagogischen Rufes zu erklimmen, dazu fehlt mir das hervorragende Talent, wiewohl in meinen Unterrichtsgängen die Originalität nicht zu verkennen sein wird.

Mit meinem Amte wurde mir ein schwieriges und anstrengendes Geschäft an der Anstalt übertragen; nämlich die Rechnungsführung. Es sind jährlich mindestens dreihundert Bogenseiten zu schreiben und zweihundert Gänge zu machen; dabei hat man eine große Verantwortlichkeit und erhält dafür jährlich — einen Taler.

Außer meinen Amtsstunden beschäftigte ich mich mit dem Unterrichte von Präparanden, angehenden Lehrerinnen und Gouvernanten.

Seminarlehrer Franz Schmidt sen. starb nach längerem Leiden an der Grippe am 31. Januar 1869, nachdem er über zweiunddreißig Jahre segensreich am Lehrerseminar zu Breslau

gewirkt hatte. Er wurde auf dem alten Michaeli-Kirchhofe am Lehmamme beerdigt.

Schmidt hinterließ seine Frau, die 1887 starb und an seiner Seite eine Ruhestätte fand, einen Sohn und eine Tochter. Sein Sohn Felix nahm als blutjunger Fähnrich an dem Feldzuge gegen Frankreich 1870 teil, wurde in diesem Jahre noch Offizier und erhielt das eiserne Kreuz. Im Jahre 1881 wurde ihm vom Kaiser Wilhelm I. der erbliche Adel verliehen; gegenwärtig ist er Oberstleutnant und Kommandeur des zehnten Feld-Artillerie-Regiments in Hannover.

Die Tochter vermählte sich mit dem Kaufmann Fr. Gottwald, einem geb. Gompersdorfer, und lebt jetzt als Witwe in Beckern, Kreis Ohlau.

Schmidt sen. ist der Verfasser folgender Bücher:

Preussische Vaterlandskunde für Schule und Haus. (Breslau Verl. v. F. E. C. Leuckart) zwei Aufl.

Naturlehre für Schule und Haus. (Bresl. Verl. F. E. C. Leuckart) zwei Aufl.

Die Muttersprache und ihre Bildung im Kinde. (Selbstverlag).

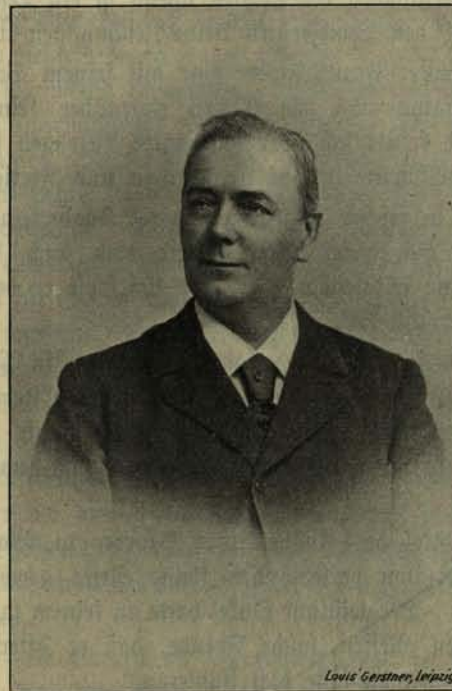




## Franz Schmidt jun.,

weiland

Seminaroberlehrer.



Louis Gerstner, Leipzig

Franz Schmidt wurde am 25. Januar 1836 zu Hertwigswalde, Kreis Münsterberg, geboren. Sein Vater erwarb ein kleines Spezereigeschäft zu Seitendorf, Kreis Frankenstein, und betrieb es einige Jahre. Dann legte er es nieder und kaufte eine kleine Wirtschaft mit Haus, Garten und Feld.



Viele Jahre hindurch verwaltete er das Amt eines Kirchen- und Schulvorstehers in Seitendorf.

Mit dem sechsten Lebensjahre ging Franzl zur Schule in seinem Heimatsdorfe, war aber bereits im Stande, seinen Namen zu schreiben. Schon frühzeitig zeigte sich in dem talentvollen Knaben große Lust zum Lernen und eine kaum zu befriedigende Wißbegierde. Oft fand ihn die Mutter auf einem Baume oder im Oberstübchen des Hauses sitzend in ein Lesebuch vertieft oder mit dem Schieferstifte kleine Zeichnungen ausführend.

Der Lehrer Franz Friede war mit seinem Schüler sehr zufrieden, nannte ihn den Eltern gegenüber seinen besten Schüler und freute sich über sein gutes Betragen sowohl als über die Fortschritte in den Kenntnissen und Fertigkeiten.

Schon in früher Jugend verlor der Knabe seine Mutter, da sie Gott von dieser Welt abrief; doch auch die zweite Mutter sorgte in gleicher Liebe für ihn, wie er den Seinen später oft erzählt hat.

Bereits in den Kinderjahren erwachte in Franz der Wunsch, einst Lehrer zu werden. Von den Eltern gepflegt und gefördert reifte die Liebe zum Lehrerberufe in ihrem Lieblinge zum bestimmten Entschlusse aus, sich dem Lehramte zu widmen.

Ein Onkel des Knaben war Pfarrer in Waltdorf bei Neisse. Bei ihm verlebte der kleine Neffe gewöhnlich die Schulferien. Der geistliche Onkel hatte an seinem talentvollen, lernbegierigen Neffen solche Freude, daß er öfters zu ihm sagte: „Franz, ich lasse dich studieren.“

Doch ein früher Tod überraschte den Pfarrer, und da er keine letztwilligen Verfügungen bezüglich des Studiums zu gunsten seines Neffen hinterließ, so zerrann der schöne Traum und Lieblingswunsch des Knaben zu studieren.

Nachdem Franz aus der Volksschule entlassen worden war, übergab ihn sein Vater dem Lehrer Friede in Seitendorf

zur weiteren Fortbildung behufs Aufnahme in das Schul-lehrerseminar.

Mit ihm bereitete sich zu gleicher Zeit ein zweiter Aspirant für den Lehrerberuf vor, nämlich Julius Köhnelt aus Rätisch bei Heinrichau, jetzt Pensionär in Neisse. Dieser schildert die Aspiranten- und Präparandenzeit mit nachstehenden Worten:

Unsere Vorbereitung dauerte vier Jahre, von 1850 bis 1854 und geschah in folgender Weise: Täglich mußten wir früh der hl. Messe beiwohnen, wobei wir abwechselnd das Orgelspiel übernahmen. Alsdann begaben wir uns in das Klassenzimmer und lernten das aufgegebene Pensum oder halfen dem Lehrer beim Unterrichte. Von zwölf bis ein Uhr war Mittagspause. Darauf folgte die Musikstunde, in der uns und einer größeren Anzahl anderer Musikschüler Kirchenmusikalien für Gesang und Instrumentalbegleitung zur Übung vorgelegt wurden. Nach dieser Stunde hatten wir uns im Flügel- und Orgelspiel zu üben, wozu uns der Lehrer die nötige Anleitung gab.

Nach Beendigung der musikalischen Übungen wurden die anderen Unterrichtsgegenstände vorgenommen. Gewöhnlich saß der Lehrer bei uns und rauchte aus einer langen Tabakspfeife. Wöchentlich hatten wir einen Aufsatz in das Heft einzuschreiben und einen oder zwei Aufsätze auf der Schiefertafel anzufertigen.

Nach dem Läuten der Abendglocke war unser Tagewerk vollbracht, und wir begaben uns nach Hause, Schmidt zu seinen Eltern, ich zu meinem Onkel, einem Bauergutsbesitzer in Seitendorf, dem ich für Kost und Wohnung jährlich achtzehn Taler zu bezahlen hatte. Der Lehrer forderte für den Unterricht jährlich vierzehn Taler.

Von Nebenbeschäftigungen war bei uns keine Rede, nur das Läuten der Abendglocke mußten wir an Wochentagen über-



nehmen. Hier sei eines Vorfalles erwähnt, der uns in Schrecken versetzte.

Als wir eines Abends den Glockenturm bestiegen und in der Glockenkammer das Seil der Abendglocke anfaßten, wollte sich die Glocke trotz unseres Ziehens nicht in Bewegung setzen, und das Seil ging weder herunter noch hinauf. Endlich, nach einem kräftigen Zuge, gab die Glocke einige Töne von sich, aber das Seil wurde nicht in die Höhe gezogen. Gleichzeitig vernahmen wir über uns ein starkes Gepolter. Während ich in die Höhe schaute, hatte Schmidt vor Furcht und Schrecken bereits die Glockenkammer verlassen und war im schnellsten Laufe die Treppe hinunter geeilt. Auch ich verließ alsbald den unheimlichen Ort und holte Schmidt am Ausgangstor des Kirchhofes ein. Hier stießen wir auf unseren Lehrer, der in seinem Hofe das außergewöhnliche Läuten vernommen hatte und sich nun erkundigte, was da oben los sei.

Schmidt antwortete kurz und bündig: „Es läßt uns nicht läuten.“

Nun bestiegen wir alle drei den Turm, um den Grund des Vorfalles zu erforschen. Oben bei den Glocken angekommen, sahen wir, daß die Glocke schief hing. Die Aufklärung erfolgte bald.

Im Laufe des Vormittags hatte eine Beerdigung stattgefunden. Die Knaben hatten vor dem Läuten das Glockenseil durch die Tülle (Röhre) am Fußboden hinaufgezogen, und aus Unachtsamkeit war beim Herablassen des Seiles gerade über der Tülle ein Knoten entstanden, den wir mittels großer Anstrengung durch die Tülle gezogen hatten. Nun saß das Seil fest, bis der Knoten gelöst war.

Schmidt erzählte mir später, wie er sich den Vorfall gedacht habe. „Du, Röhnelt,“ sagte er, „ich glaubte bestimmt, daß ein Gespenst auf dem Turme sei, und ich lief davon, daß es mich nicht zuerst nehmen konnte.“

In unseren Freistunden, von denen nur Sonntag die Rede sein konnte, suchten wir die uns sehr nötige Erholung im Garten. Andere Vergnügungen kannten und fanden wir nicht.

Unsere Turnübungen bestanden in einem Ringkampfe, den wir nach dem Abendläuten zeitweise auf einem abgelegenen Rasenplätze vornahmen; zumeist ging keiner von uns als Sieger hervor.

Im März 1853 legten wir beim Herrn Kreischulinspektor Grunden, Pfarrer in Ramenz, die Vorprüfung, und kurz vor Ostern des nämlichen Jahres in Breslau die Aspiranten-, und ein Jahr später die Präparandenprüfung ab.

Nach der letztgenannten Prüfung legten wir aus Sparsamkeitrücksichten des Schmidt den Heimweg von sieben Meilen zu Fuß zurück. Als wir neun Stunden gewandert waren, nahmen wir in Strehlen Nachtherberge und schliefen auf einem harten Strohlager sanft und sorgenlos. Am frühen Morgen brachten wir in Erfahrung, daß sich in einem uns gegenüber liegenden Zimmer eine Leiche befand. Schmidt sagte zu mir: „Du, Röhnelt, hätte ich gewußt, daß hier ein Toter lag, ich wäre in der Nacht durchs Fenster gegangen.“

Im Seminar zeigte es sich bald, daß Schmidt nicht nur talentvoll war, sondern auch eine gute Vorbereitung genossen hatte; er leistete in allen Unterrichtsfächern ohne Ausnahme, vorzügliches. So wurde er z. B. den sechs Seminaristen eingereicht, die von dem Universitäts-Professor Dr. Baumgart besonderen Unterricht im Orgelspiel erhielten.

Als achtzehnjähriger Jüngling war Schmidt von schlankem Wuchse. Seine straffe äußere Haltung, sein höfliches, anständiges Benehmen verbunden mit einer musterhaften Führung und unermüdlichem Fleiße erwarben ihm die Gunst des Seminar-Direktors Baucke in hohem Grade, weshalb ihm das Ehren-



amt des Seniors (Klassenältesten) übertragen wurde. Auch die anderen Seminarlehrer erwählten Schmidt zu ihrem Lieblinge. Battig machte daraus kein Geheimnis und nannte ihn oft „den Mann, der alles kann.“ Wäre Schmidt durch das ihm von seinen Lehrern gespendete Lob hoch und übermütig geworden, so hätte man sich darüber nicht wundern dürfen. Glücklicherweise brachten ihn die Lobeserhebungen nicht aus dem Gleichgewicht; sie spornten ihn vielmehr zu neuem Fleiße an. Allerdings war er sich seiner Vorzüge bewußt, und es ist möglich, daß ein gewisser edler Stolz ihn zum Vorwärtstreben angetrieben hat, allein es muß ihm zum Ruhme nachgesagt werden, daß er seine Überlegenheit im Wissen auch im späteren Leben nie in absprechendem Urteil über die Leistungen anderer, nie in aufdringlicher, taktloser oder prahlerischer Weise zu erkennen gab; auch suchte er nie sich auf Kosten anderer hervorzutun.

Als Senior wußte er den Lehrern gegenüber immer den richtigen Ton anzuschlagen; wo es anging verteidigte er seine Mitschüler bis zum äußersten; von Denunziationen und Klatschereien war er kein Freund. Im übrigen war er von echtem Korpsgeiste beseelt; die Beschwerden der Seminaristen trug er pflichtgemäß dem Direktor vor, auch wenn er wußte, daß dieser kein freundliches Gesicht dazu machen würde.

Vollkommen war er allerdings nicht. Von Natur aus reizbar und empfindlich konnte er einen harmlosen Scherz, ein unbedachtes oder mißverstandenes Wort für den Augenblick sehr übel nehmen; aber er war nicht unverföhlich und sann nicht auf Rache. Hatten sich die Wogen der Aufregung gelegt, so verzieh er nicht nur seinem Gegner, sondern erwies ihm Gutes, wenn sich ihm Gelegenheit dazu bot.

Da ich mich seiner Freundschaft erfreute, so gelangte ich durch seine Vermittelung zu dem Ehrenamte eines Krankenwärters Nr. 2. Meinen Dank für die unerwartete Auszeichnung stattete ich dadurch ab, daß ich meinen „Gönner“

in einen Milcheller führte und ihn mit einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen regalierte, was mich zwei Silbergroschen kostete.

Im zweiten Jahre seiner Seminarzeit wurde Schmidt zum Ordinarius der Mittelklasse in der Übungsschule ernannt; er verwaltete sein Amt mit großer Gewissenhaftigkeit und erhielt als Besoldung monatlich einen Taler.

Daß Schmidt von Natur aus zum Lehrer der Kleinen außerordentlich veranlagt gewesen sei, läßt sich durchaus nicht behaupten. Aber was ihm in dieser Hinsicht an natürlicher Begabung fehlte, das erwarb er sich, von der Liebe zur Jugend angetrieben, durch eisernen Fleiß und unermüdbliches Vorwärtstreben.

Mit einem glänzenden Zeugnisse verließ Schmidt Ostern 1856 das Seminar. Man sagte, der Direktor Baucke habe ihm zugeredet, sich dem höheren Studium zu widmen, Schmidt aber habe erklärt, er wolle Volksschullehrer bleiben; ob dies wirklich der Fall gewesen ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, das aber weiß ich sicher, daß er sich bis zu seinem Lebensende nach keinem anderen Berufe, als dem erwählten, gesehnt hat.

Seine erste Anstellung fand Schmidt an der Vorschule des königl. St. Matthias-Gymnasiums zu Breslau, das damals unter der Leitung des Direktor Dr. Wiffowa stand. Dieser stellte ihm über seine Wirksamkeit behufs Ablegung der Wiederholungsprüfung folgendes Zeugnis aus:

Herr Franz Schmidt hat seit Ostern 1856 als Lehrer der unteren Vorbereitungsstufe (Octava) in allen den Gegenständen unterrichtet, welche den Lehrplan der untern Stufe einer Elementarschule bilden. Er hat sich dabei als ein geschickter, fleißiger und sorgfamer Lehrer bewiesen, welcher, im Besitze der richtigen Methode, Liebe zum Lernen zu erwecken, den jedesmaligen Gegenstand klar und anschaulich zu machen, in der Behandlung der Schüler Liebe mit Ernst wohl zu



verbinden weiß. In gleicher Zeit hat er auch in beiden Sertis des Gymnasiums den Unterricht im Schönschreiben mit Erfolg geleitet. Seine Führung war so sittlich, seine Gesinnung eine so kirchlich-religiöse, wie man sie von einem rechten Lehrer fordern muß.

Breslau, den 20. Mai 1858.

Der Direktor des Königl.

kath. Gymnasiums

Dr. Wiffowa.

Die Wiederholungsprüfung bestand Schmidt 1858 mit bestem Erfolge.

In den Jahren 1859 und 1860 verwaltete Schmidt nebenbei das Amt eines Organisten und Gesangslehrers an beiden Gefangenen-Anstalten stellvertretungsweise und vom 1. Juni 1860 bis 1. August 1861 definitiv. Herr Anstaltspfarrer Scholz stellte ihm über diese nebenamtliche Tätigkeit folgendes Zeugnis aus:

„Herr Schmidt hat seine amtlichen Obliegenheiten mit wahrer Aufopferung, gewissenhafter Umsicht und Ausdauer, mit steter Freudigkeit und Präzision erfüllt, und damit das Vertrauen in hohem Maße gerechtfertigt, welches wir in seine Befähigung, seine Biederkeit und Treue im Voraus gesetzt hatten. — Dieses Wirken des Herrn Lehrer Schmidt erscheint um so verdienstvoller dadurch, daß die Arbeit desselben — seine Dienstleistungen und Mühewaltungen als Organist und Gesangslehrer zwei getrennten Anstalten, an Wochen- und Sonntagen, mit einer nur sehr geringen Entschädigung bedacht werden konnten, da der Anstaltsetat eine Remuneration von 60 Reichsthalern jährlich für diese Bemühungen verlieh.“

Schmidt schied aus diesem Nebenamte nur deshalb, weil ein besonderer Lehrer und Organist für die katholische Gemeinde der Anstalten berufen wurde.

Auf Empfehlung des Herrn Geheimrates Züttner (damals Schulrat in Breslau) wurde Schmidt Ostern 1863 als erster

Übungslehrer an das Lehrerseminar zu Breslau berufen. Als solcher unterrichtete er auch die Seminaristen im Schreiben, Turnen und Gartenbau.

Da Schmidt bereits sieben Jahre in einer Elementarschule unterrichtet hatte, so kannte er den Unterricht aus eigener Erfahrung und war den Seminaristen, die sich in der Seminarische im Unterrichten übten, ein Musterlehrer im wahren Sinne des Wortes. Mit großem Fleiß bereitete er sich für den Unterricht vor, pünktlich begann und schloß er ihn, und streng richtete er sich nach den bestehenden Vorschriften. Gewissenhaftigkeit, Ordnung, Pünktlichkeit und Präzision verlangte er aber auch von den Seminaristen. Oberflächliches, nachlässiges, planloses Wesen, Unsauberkeit, Schlenbrian und Unordnung waren ihm in der Seele zuwider.

Der Schreibunterricht, den Schmidt den Seminaristen erteilte, war nach den Worten der kath. Schulzeitung für Norddeutschland, mustergültig; er bildete nicht bloß gute Schreiber, sondern auch tüchtige Schreiblehrer. Beim Turnen richtete er sich nach seinem ehemaligen Turnlehrer Redölius, der besonders darauf sah, daß die Übungen exakt und elegant ausgeführt wurden.

Vom Oktober 1864 bis April 1865 nahm Schmidt an einem Turnkursus an der Zentral-Turnanstalt in Berlin teil. Nebenbei besuchte er die Anatomie, nahm auf seine Kosten Unterricht im Fechten und Malen und ließ sich in der französischen Sprache unterrichten.

Auf Empfehlung seines Gönners, des Herrn Geheimrat Züttner, wurde Schmidt im Jahre 1865 zum ordentlichen Seminarlehrer ernannt. Obengenannte Schulzeitung urteilt über seine diesbezügliche Wirksamkeit in folgender Weise:

„Als Seminarlehrer war er der Anstalt eine unschätzbare Kraft; denn er war auf allen Gebieten zu Hause. Mit nie rastendem Fleiße arbeitete er so erfolgreich an seiner Fortbildung, daß er ein umfangreiches und wohlbefestigtes Wissen sein



eigen nennen konnte. Hervorragend war Schmidts Tätigkeit auf dem Gebiete des Deutschen. Wer ihn in diesem Gegenstande zum Lehrer hatte, dem wird die Klarheit, Übersichtlichkeit, die strenge Scheidung des Wichtigen vom Nebensächlichen stets vorbildlich sein. Man sah eben, daß er aus dem Vollen schöpft.“ (Zu dem Schreiber dieser Zeilen äußerte Schmidt einmal: „Ich kann ganze Bände der Litteraturgeschichte auswendig.“)

Auf diesem Gebiete war er auch schriftstellerisch tätig. Wiederholt angeregt durch den Schulrat Züttner schrieb er ein vollständiges Lesewerk: eine Fibel, ein Lesebuch für die Mittelklasse und eins für die Oberstufe. Von dem ersteren und letzteren Buche erschienen bei Leuckart in Leipzig mehrere Auflagen. Als das Buch für die Mittelklasse 1885 eben fertig gestellt worden war, (Schreiber dieses ist im Besitze eines Exemplars), da wurden die Schmidt'schen Lesebücher auf Verfügung der höheren Schulaufsichtsbehörde vom Gebrauche in den Schulen ausgeschlossen. Das war sowohl für den Verfasser wie für den Verleger ein herber Schlag. Die Frucht einer langen, mühevollen Arbeit ward dadurch vernichtet, und das Geld für die Herstellung des Werkes war vom Verleger zum Fenster hinausgeworfen. Allerdings wurde Schmidt durch diesen Schlag aufs schmerzlichste berührt, aber er ertrug ihn gelassen, erging sich nicht in unnützen Klagen und bitteren Ausdrücken über die Maßnahme der Behörde und arbeitete mit einer Berufsfreude weiter, als sei ihm eine besondere Anerkennung zu teil geworden. Diese Selbstbeherrschung war wirklich bewundernswert.

Fast nicht minder schwer wie den Verfasser und den Verleger traf die angezogene Verordnung diejenigen Lehrer, in deren Schulen die Schmidt'schen Lesebücher eingeführt worden waren. Die Fibel, mit vielen Illustrationen ausgestattet, war sehr praktisch angelegt. Die Kleinen lernten darin spielend lesen. Das Lesebuch für die Oberstufe zeichnete

sich durch eine lichtvolle, lebendige Darstellungsweise, durch einfache Satzbildung und reichen Inhalt aus. Das Ganze durchwehte Vaterlandsliebe und ein echter christlicher Geist. Nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen lasen gern in diesem Buche; es war zu einem Volksbuche geworden. Den Lehrern war es gleichsam ans Herz gewachsen, denn sie fanden darin reichlichen Stoff für den Unterricht in den Realien und für die schriftlichen Übungen. Das Lesebuch für die Mittelklasse war nicht minder wertvoll.

Hätte die Stimme der Lehrer, der praktischen Pädagogen, den Ausschlag gegeben, so würde, das ist meine feste Überzeugung, das Schmidt'sche Lesewerk für alle drei Stufen heute noch in den Schulen gebraucht werden zum Segen des Vaterlandes.

Für die Hand des Lehrers gab Schmidt eine Anleitung zur Behandlung von Musterlesestücken (2. Aufl. Breslau, Aberholz), heraus, die einen ehrenvollen Platz trotz der Flut ähnlicher Erzeugnisse einnimmt.

Hervorragendes leistete Schmidt auch durch den Unterricht in der Geschichte. Meisterhaft wußte er eine verwickelte Materie in Ordnung und Übersichtlichkeit zu bringen.

Seine Fertigkeit im Zeichnen und Malen war bedeutend. Die Zöglinge von ihm behaupten, ihr Lehrer habe aus freier Hand einen Kreis so genau gezeichnet, als sei er mit Benützung des Zirkels hergestellt worden.

Der Unterricht, den Schmidt den Seminaristen erteilte, war planmäßig, klar und fesselnd. Seine durch große Übung, strenge Kontrolle und stete Selbstkritik erworbene Fragestellung war, darüber herrscht nur eine Stimme, kunstgerecht. Bei den Prüfungen zeigte sich das besonders.

Über das Verhältnis des Oberlehrer Schmidt zu seinen Zöglingen und über seine Methode zu unterrichten äußert sich einer seiner letzten ehemaligen Schüler mit folgenden Worten:

Wir Seminaristen hatten ihn alle gern, und er war uns allen, wie ich glaube, einer der liebsten unter den Seminar-



Lehrern. Zwar war er leicht erregbar und wurde schnell heftig, aber eben so rasch wie der Zorn kam, verschwand er auch wieder. Man sah es sofort, wenn er erregt wurde; sein Gesicht rötete sich, und seine Stimme begann er zu heben. Er trug aber nichts nach.

Wenn einer der Seminaristen in Not geriet, so ging er zum „Oberlehrer“, und dieser half, wenn es irgend möglich war.

Um das Wohl seiner Zöglinge war er sehr besorgt, und wurde einer schwer krank, so besuchte er ihn im Schlaffaal und brachte ihm wohl auch eine Erfrischung.

Bei allen Unterrichtsgegenständen trat sein eminentes Wissen zu Tage. Im „Deutsch-Unterrichte“ zeigte sich seine große Belesenheit und seine Vertrautheit mit den Werken unserer deutschen Klassiker. Stiftern Studien, die er oftmals gelesen hatte, empfahl er uns wiederholt und ebenso dessen Roman „Witiko“. Auch über das herrliche Epos „Dreizehnlinden“ von Weber sprach er oft mit Wärme. Seine grammatischen Kenntnisse zeigten sich am deutlichsten beim Analysieren von Sätzen, vor dem die meisten seiner Schüler eine gewisse Angst hatten.

In den Unterrichtsstunden erzählte er gern etwas aus seinem Leben; insbesondere aus seiner Jugendzeit, von der Wiener Weltausstellung, aus dem Jahre 1866 als in Breslau die Cholera herrschte, aus seinen Erfahrungen als Seminarlehrer, wie er früher mit bloßem Auge das „Reiterlein“ im Sternbild des großen Bären gesehen u. s. w.

Beim Unterrichte hielt er sich nie an ein bestimmtes Buch, sondern unterrichtete nach eigener Methode, aus sich selbst heraus. Er wich von dem Unterrichtsgegenstande nicht selten ab und sprach über Dinge, die mit dem zu behandelnden Stoffe nur in losem Zusammenhange standen. Erst in der letzten Hälfte der Stunde, oft auch erst im letzten Viertel ging er weiter; dann aber rasch. Dennoch lernten wir viel bei ihm, und seine Abschweifungen hatten den Nutzen, daß wir mit manchem bekannt wurden, was zur Vervollständigung

des Wissens sehr zweckmäßig war. Besonders verstand er die Unterrichtsgegenstände so miteinander in Verbindung zu bringen, daß der eine durch den anderen befestigt wurde.

Alles Unedle war ihm verhaßt. So wurde er einmal sehr aufgebracht, als ein Seminarist bei der Besprechung von „Herrmann und Dorothea“ den Ausdruck gebrauchte: „sie hatten sich verkracht“ (anstatt gezankt).

An einen Vorgang denke ich noch oft. Es war im Jahre 1898, an seinem Geburtstage. Da brachte ihm der Mittelskursus, in dem ich mich befand, ein Ständchen. Der Oberlehrer war überrascht und gerührt; er dankte und sagte, daß er das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten und das Alter erreicht habe, in dem ihn der Tod schnell ereilen könne. Aber wohl alle, die ihn hörten, glaubten gewiß, daß der kräftige Mann noch viele Jahre segensreich für das Seminar wirken werde.“

Von 1886 bis zu seinem Tode war Schmidt Mitglied der Kommission, die in Breslau die Mittelschullehrer- und Rektoratsprüfung abzuhalten hatte. Dabei examinierte er in Deutsch und Geschichte. Die von ihm Geprüften rühmen ihm nach, er sei sachlich streng, aber sehr liebenswürdig gewesen und habe mit außerordentlichem Geschick den Abirrenden auf den rechten Weg geleitet.

Da Schmidt ununterbrochen sich weiter zu bilden suchte, so hatte sich in seinen späteren Lebensjahren ein erstaunliches Wissen aufgespeichert. Als wir einmal auf die Mittelschullehrer- und Rektoratsprüfung zu sprechen kamen, äußerte er: „Ich könnte auch in jedem anderen Fache examinieren.“ Das war weder Ruhmrederei, noch Phrase. Von der Wahrheit dieser Äußerung war ich fest überzeugt.

In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm im Jahre 1896 der Titel „Seminar-Oberlehrer“ verliehen.

Schmidt entfaltete auch außerhalb seines Berufes eine außerordentliche Tätigkeit. Durch eine lange Reihe von Jahren



erteilte er im Holthausenschen Lehrerinnenseminar (jetzt Götter) Unterricht in verschiedenen Gegenständen, namentlich in Pädagogik und Deutsch. — Als Seminarlehrer Franz Schmidt sen. im Jahre 1869 starb, übernahm Schmidt jun. die Verwaltung der Seminarliste und führte sie fort bis zu seinem Tode.

Von 1886 bis 1897 gab Schmidt das „Katholische Schulblatt“ (Organ der kathol. Schullehrer-Seminare, jetzt im 47. Jahrgange erscheinend, Breslau Handel.) heraus. Damit hatte es folgende Bewandnis: Herr Geheimrat Tüttner, damals Seminarleiter in Oberglogau, gründete das Schulblatt und redigierte es die ersten fünf Jahre. Bei seiner Versetzung nach Breslau übertrug er die Redaktion dem Seminaroberlehrer Dorn und nach dessen Tode dem Seminarlehrer Schmidt auf dessen persönliches Ersuchen. Bis dahin war Herr Geheimrat Tüttner Eigentümer des Blattes. Von da ab trat er in hochherziger und uneigennütziger Weise das Eigentumsrecht an Schmidt ab. Herr Geheimrat Tüttner verlangte nur, daß ihm vier Exemplare jedes Heftes frei zugesandt würden.

Schmidt wandelte die genannte Vierteljahrschrift in eine Monatschrift um und übergab die Redaktion im Jahre 1897 dem Seminarlehrer Sandler zu Breslau.

Aus Liebe zur Musik beteiligte sich Schmidt eifrigst an den Übungen des Vereins „zur Liedertafel“, die von dem Professor Baumgart geleitet wurden. Neben der Musik wurde in diesem Vereine auch die Heiterkeit und Gemütlichkeit gepflegt. — Auch in der Singakademie sang Schmidt viele Jahre.

Einige Jahre hindurch war Schmidt Lokalschul-Inspektor einer Volksschule, Schriftführer des Dierschutzvereins und eines Sprachvereins, und dreizehn Jahre verwaltete er das Amt eines Kirchen-Verordneter zu St. Maria auf dem Sande.

Neun Jahre hindurch fuhr Seminarlehrer Schmidt an seinen freien Nachmittagen: Mittwoch und Sonnabend nach Krieblowitz zum Fürsten Blücher, erteilte den drei jungen Grafen wissenschaftlichen Unterricht, lehrte sie turnen und

fechten und zeichnete und malte mit den Komtessen. Vom Bahnhofe in Canth wurde er stets durch einen herrschaftlichen, mit mutigen Rossen bespannten Wagen abgeholt und am Abend wieder bis dahin zurückgefahren. Gar oft erwarteten ihn die Seinigen am Freiburger Bahnhofe und freuten sich innig, wenn er in ihre Mitte wieder zurückgekehrt war.

Die jungen Grafen waren ihrem Lehrer sehr zugetan, nannten ihn „das liebe Onkchen“ und besuchten ihn öfters in Breslau im bescheidenen „Nunenhäuschen“, nahe am Seminar, das in früheren Jahren auch Seminar-Oberlehrer Rendschmidt, ein Schüler Pestalozzi's, bewohnt hatte.

Jedes Jahr beschenkte ihn der Fürst nach der Jagd mit Hasanen, Hasen und anderem Wildbret.

Im Jahre 1866 wurde Breslau von der Cholera heimgesucht. Um der tödlichen und gefährlichen Krankheit auszuweichen, benutzte Schmidt die Ferien zu einer Reise nach Seitendorf, seinem Heimatsorte. Von hier aus machte er einen Ausflug nach Reisse, um seinen Freund und Kollegen Rauhut, der zum Militär eingezogen worden war, zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit lernte er seine spätere Lebensgefährtin, Melanie Pleyer, kennen und lieben; ein Jahr später, im August 1867, führte er sie als Braut zum Altare.

Der Ehe entsprossen sechs Kinder, von denen drei, ein Sohn und zwei Töchter, noch leben: der Sohn ist als Lehrer an einer Breslauer Volksschule tätig. Zwei Knaben starben im zarten Kindesalter und ein Mädchen, an dessen Seite er nun ruht, rief Gott in ihrem fünfzehnten Lebensjahre von dieser Welt ab.

Das Familienleben des Oberlehrers Schmidt war ein überaus glückliches, christlich-musterhaftes. Es herrschte darin der Geist tiefer Religiosität und echter Frömmigkeit, der tröstend



und ermutigend über trübe Ereignisse hinweghalf und freudigen eine höhere Weihe gab. In der Liebe zur Einfachheit und Anspruchslosigkeit wurden die Kinder erzogen, und trotz der vielen Beschäftigungen fand der Vater immer noch Zeit, seine Kinder teilweise selbst zu unterrichten und geistig auszubilden. Im Schoße der Familie fühlte er sich am wohlsten, und für die Seinen arbeitete und sorgte er, wie ein Vater nicht besser sorgen kann. Die freudigen Gedenktage der Familie wurden mit Vorträgen von Gedichten, mit Gesang, Klavier- und Violinspiel, auch wohl mit Aufführung von lebenden Bildern gefeiert. Diese Aufmerksamkeiten und Beweise kindlicher Liebe erfreuten den Vater aufs höchste. Diese Gedenktage waren die Glanzpunkte in dem stillen Familienleben des Oberlehrers.

Aber auch von trüben Ereignissen wurde Schmidt heim- gesucht. Vier seiner Geschwister, einen Bruder und drei Schwestern, verlor er durch den Tod in der Blüte ihres Lebens, und im Herbst 1878 fiel sein einundsiebzigjähriger Vater so unglücklich von einem Apfelbaume, daß er bald darauf starb.

Infolge zu großen Vertrauens kam Schmidt durch einen im besten Rufe stehenden Breslauer Herrn um das ganze Vermögen, das ihm seine Frau zugebracht hatte. Das war ein harter Schlag für das Familienhaupt und für die ganze Familie, aber ein Zerwürfniß zwischen den Mitgliedern dieser Familie vermochte er in keiner Weise herbeizuführen. Die Gatten machten einander keine Vorwürfe; sie sprachen sich vielmehr gegenseitig Trost und Mut zu und suchten durch Fleiß und Sparsamkeit den Schaden wieder wett zu machen, was ihnen auch in einigen Jahren vollständig gelang.

Oberlehrer Schmidt war gegen jedermann gefällig, freundlich und liebenswürdig. Sehr gern kam er mit einigen gleichgesinnten Freunden zusammen, um einen gemüthlichen

Skat oder eine Partie auf dem Billard zu spielen. In letzterem Spiel zeigte sich bei ihm eine gewisse Meisterschaft; was sich vom Spiel mit Karten durchaus nicht behaupten läßt. Er beteiligte sich nur an Spielen mit niedrigen Ein- sätzen und hielt stets die abgemessene Zeit inne. Zur Leidenschaft ist ihm daher das Spiel nie geworden.

Nach der Feier des fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums kamen die in Breslau wohnhaften ehemaligen Studiengenossen: Oberlehrer Schmidt, Kommissionsrat Großpietsch, Königl. Musik- direktor Göge, Domkapellmeister Greulich, Kaufmann Lindner und pensionierter Postmeister Wolf Mittwoch nach dem ersten eines jeden Monats in einem bestimmten Lokale zusammen, um einige gemüthliche Stunden mit einander zu verleben.

Schmidt war ein großer Naturfreund. In den Sommer- monaten war ein Gang in den Scheitniger Park sein liebster Spaziergang. Hierbei fand er Erholung nach anstrengender Arbeit. Gewöhnlich suchte er jenen Teil des Parkes auf, der einen Ausblick auf die umliegenden Felder und Ortschaften gewährte und mit den Trebnitzer Hügeln abschloß. Hierbei erinnerte er sich mit Freuden seiner Kindheit und seiner heimat- lichen Berge. Überhaupt konnte ihn kaum etwas mehr erfreuen als ein schönes Landschaftsbild; das bekundet gar manches selbstgefertigte Ölgemälde, mit dem er sein Heim schmückte.

Als junger Lehrer begleitete Schmidt den früheren Seminar- lehrer Franz Schmidt auf größeren Reisen; sie besuchten mit einander Thüringen und die sächsische Schweiz. Der frühere I. Seminarlehrer Schmidt am Breslauer Seminar war seinem jüngeren Kollegen und ehemaligen Schüler gleichen Namens nicht verwandt, aber er war ihm ein väterlicher Freund, schenkte ihm großes Vertrauen und verkehrte gern mit ihm. Daß der jüngere Schmidt durch den Umgang mit dem erfahrenen und vielseitig gebildeten älteren Herrn reichen geistigen Gewinn hatte, steht außer allem Zweifel.



Die Städte Augsburg, Nürnberg, Prag, München u. a. besuchte Schmidt für sich allein. Mit seinem verstorbenen Freunde, dem Seminarlehrer Galle, besuchte er das Oberammergauer Passionspiel und die bayerischen Königsschlösser.

Von dem schlichten, einfachen Sinne des Oberlehrers Schmidt und von seiner Liebe zur Natur zeugt auch der Besuch des kleinen Badeortes Altheide in der Grafschaft Glaz, den er mehrere Jahre nach einander wiederholte. In dem lieblichen Glazer Ländchen mit seinen grünen Auen und den zum Himmel ragenden Bergen, im schönen Hölletal mit den dunklen, stillen Fichtenwäldern fühlte er sich mit den Seinen zufrieden und froh. Manches hübsche Bild, manche Skizze entwarf er von romantischen Punkten aus.

Angeregt durch die Kollektivfeier des fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums besuchte mich Oberlehrer Schmidt in den achtziger Jahren während der Sommerferien regelmäßig auf einige Tage in dem einsamen, aber von der Natur ausgezeichneten Gebirgsdorfe Konradswalde. Gewöhnlich fuhr er mit dem Omnibus von Glaz aus bis Kunzendorf, von wo ich ihn per pedes abholte. Für seine Reiseutensilien bedurfte er weder eines Koffers noch einer Reisetasche oder eines Rucksackes. In seiner Rocktasche brachte er alles unter, was er für die Reise bedurfte.

Wenn wir im Schatten der Obst- und anderer Laubbäume an dem klaren Dorfbache unter traulichen Gesprächen dahinschritten, ging uns beiden das Herz auf. In dem einfachen, aber freundlichen Schulhause angekommen, verleugnete er auch hier den Examinator nicht. Seine erste Frage nach der Begrüßung meiner Frau lautete stets: „Wie folgt der Adam?“ Die Antwort fiel selten zu meinen Gunsten aus.

Es waren glückliche Tage und heitere Stunden, die wir dann mit einander verlebten. Zunächst fand sich der Herr Ortspfarrer Tribanek, ein Lehrersohn und Lehrerfreund, zu seiner Begrüßung ein und präsentierte seine Zigarren. (Da

mir für den Genuß des Rauchens jedes Verständnis abgeht, so war ich mit dem Rauchmaterial immer schlecht versorgt, wodurch ich mir nicht selten den gerechten Tadel meines Freundes zuzog.) Kam dann noch der eine oder andere Lehrer dazu, so wurde der Nachmittag mit einem gemütlichen Skat oder Solospiel beschlossen.

Des Vormittags lasen wir die Tagesneuigkeiten, machten einen kleinen Spaziergang oder setzten uns in den Schatten eines Apfelbaumes in dem großen, herrlichen Schulgarten und plauderten über unsere Erlebnisse seit der Jugendzeit. Auch die Tagesereignisse, die neuen, hervorragenden Werke der schönen Litteratur, die Fortschritte auf dem Gebiete der Schule, der Technik und des Verkehrs wurden besprochen. Schmidt war in allen diesen Dingen gründlich unterrichtet. Einmal kamen wir auf die neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Beleuchtung zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit schilderte er die Herstellung der Stearin-, Paraffin- und anderer Kerzen so klar und eingehend, als hätte er die Fabrikation dieser Artikel jahrelang selbst betrieben.

Es war ein Vergnügen, mit Schmidt in freundschaftlicher Weise zu verkehren. Was für ein Thema der Unterhaltung man auch anschlug, auf alles ging er ein, interessierte sich für alles, wußte überall Bescheid. Taktvoll vermied er aber, das Licht seines Wissens da leuchten zu lassen, wo man es nicht begehrte.

Schmidt gehörte nicht zu jenen Seminarlehrern, die sich hoch erhaben über den Volksschullehrer dünken. Seiner Ansicht nach sollten Seminar- und Volksschullehrer in innigster Verbindung miteinander stehen. Gern erkannte er an, daß ein Seminarlehrer in manchem Falle und in mancher Angelegenheit auch von einem Volksschullehrer etwas lernen könne. An dem Urteile der Volksschullehrer über die von ihm verfaßten Bücher lag ihm viel, und gar oft hat er mich ersucht, ihm Vorschläge über die Verbesserung des von ihm redigierten Schulblattes



zu machen. Hauptsache war ihm, mit seinen Büchern und mit seiner Zeitschrift der Schule wirklich zu nützen. Daher verlangte er auch für seine schriftstellerische Tätigkeit nur ein sehr bescheidenes Honorar. „Man muß den Verleger nicht ruinieren“ lautete sein Grundsatz.

Wenn Schmidt ein Versprechen abgab, so war man sicher, daß er es auch hielt; das gegebene Wort war ihm heilig; die krummen Wege der Verstellung und List verachtete er und betrat sie nie.

Seine Äußerungen waren zuweilen sehr kurz und lakonisch. So fragte ich ihn einst, wie es gekommen, daß der R. R. bei der Wiederholungsprüfung durchgefallen sei. „Weil wir ihn nicht um das gefragt haben, was er wußte,“ lautete die Antwort.

Oberlehrer Schmidt war in gar mancher Beziehung ein Mann von echter, konservativer Gesinnung. Breslau hat er seit dem Jahre 1854, wo er ins Seminar eintrat, bis zu seinem Tode als Wohnsitz nicht verlassen; mit allen Fasern seines Herzens hing er an der ihm lieb gewordenen Großstadt. Seine Wohnung in dem bescheidenen Hause auf der Annengasse hat er neunzehn Jahre hindurch innegehabt. Ebenso blieb er auch dem Berufe treu, den er sich erwählt hatte. Es wäre ihm gewiß nicht schwer geworden, das Amt eines Kreisinspektors zu erhalten und dadurch ein besseres Einkommen zu erzielen, aber Schmidt dachte nicht daran, Karriere zu machen. Mehr hätte er in keiner anderen Stellung für die Schule leisten können, und darum wollte er auch keine andere.

Schmidt war die Güte selbst, in erster Linie zu den Seinen, aber auch gegen andere. Gar manches bedrängte Schüler-, Lehrer- oder Elternherz suchte ihn vertrauensvoll auf, um sich Rat und Hilfe oder wenigstens Trost von ihm zu erbitten. Auf Spaziergängen begegnete ihm manch altes Mütterchen, das ihm sein Leid klagte; am Ende des Gesprächs vernahm er, daß er für einen Pfarrer gehalten worden war. Bat ihn jemand um eine Dienstleistung, die in seiner Macht

stand, so war es ihm unmöglich, die Bitte abzuschlagen. Gar mancher junge Mann hat es dem Räte und dem Einflusse des Oberlehrers Schmidt zu verdanken, daß er den Lebensweg gefunden, auf dem er später zu Amt und Würden gelangt ist. Es sei hier nur ein Beispiel angeführt.

Als ich im Jahre 1883 von einer Reise nach Breslau in meinen Heimatsort zurückkehrte, saß mir ein junger Mann gegenüber, den ich für einen Gymnasiasten hielt. Ich unterhielt mich mit ihm und erfuhr bald, daß er Konvertit sei, bereits die Universität in Breslau besuche und sich nun auf einer Wallfahrt nach Wartha befinde. Über die Wahl seines Berufes schien er sich nicht klar zu sein. Er fragte nach den Forderungen, die beim Rektoratsexamen an die Prüflinge gestellt würden. „Besuchen Sie meinen Freund, den Seminarlehrer Schmidt in Breslau,“ sagte ich ihm, „der wird Ihnen gern nähere Auskunft geben.“ In Wartha trennten wir uns.

Zu Hause angelangt, überlegte ich, was wohl das Beste für den jungen Mann sein könne; für das Amt eines Rektors schien er mir nicht geeignet zu sein. „Vielleicht,“ dachte ich, „entschließt er sich, Priester zu werden. Dazu muß Schmidt mit seinem Räte helfen.“

In einem Briefe sprach ich meinem Seminarfreunde gegenüber die Bedenken aus, die mich abhielten, dem Studenten die Ablegung des Rektoratsexamens zu empfehlen. Zugleich ersuchte ich Schmidt, den jungen Mann darauf aufmerksam zu machen, daß er Priester werden könne, wenn er sich dazu berufen fühle.

Neun Jahre waren verflossen. Ich hatte die Begebenheit längst vergessen und von meinem Reisegefährten nichts vernommen. Da besuchte ich eines Tages meinen Kollegen in M. Ich war kaum dort angekommen, da trat ein Herr in die Stube, dessen Gestalt und Gesichtszüge mir bekannt zu sein schienen. Er holte sich ein Zeitungsblatt und entfernte sich bald wieder. Als er fortgegangen war, fragte ich nach dem



Namen dieses Herrn. „Das ist ja unser Herr Kaplan B.“ entgegnete wir der Kollege.

Nun erinnerte ich mich jener Begebenheit und erfuhr später von dem Herrn selbst, daß er durch den Besuch bei dem Seminarlehrer Schmidt den Weg zum geistlichen Stande gefunden. Der betreffende Herr wirkt nun seit vielen Jahren segensreich als Priester im Glaser Ländchen.

In welchem schönem Verhältnisse Oberlehrer Schmidt zu seinen Kollegen und seinen Schülern stand, das zeigte sich besonders bei der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums, die für den 1. April 1881 festgesetzt worden war. In feierlicher Weise gratulierte das Lehrerkollegium des Seminars und überreichte ihm als Liebesgabe in zwei schönen Kartons Bilder der Dresdener Gallerie; dreiundsechzig Lehrer und Rektoren — ehemalige Schüler — sandten eine kunstvolle Adresse. Die Zöglinge des Seminars ehrten ihn, indem der Senior des Oberkurses eine pietätvolle Ansprache an ihn hielt und eine wertvolle Liebesgabe überreichte. Auch die Kleinen der Seminarsschule brachten ihm in kindlicher Weise ihre Ovation dar, und aus dem Holthausenschen Institut erschien eine Deputation junger Damen, ihm ihre Verehrung, ihren Dank und ihre Wünsche in Poesie auszusprechen.

Wer den Seminaristen Schmidt in seiner schlanken, schwächlichen Gestalt kannte, der versprach sich nicht ein hohes Alter von ihm. In späteren Jahren sah er dagegen frischer und sogar ziemlich corpulent aus. Daß er das Alter von dreiundsechzig Jahren und sechs Monaten erreichte, das hatte er nächst Gott seiner mäßigen, geordneten Lebensweise und einem glücklichen Familienleben zu verdanken.

Im Jahre 1890 machte sich ein Gichtleiden in den Füßen bemerkbar, das nach und nach immer heftiger auftrat und ihm große Qualen verursachte. Auf Anraten des Arztes besuchte er das Bad Teplitz, wo er Heilung fand.

Im Juni 1898 erhielt ich von meinem Seminarfreunde einen Brief, in dem er mich ersuchte, in Bad Landeck für ihn ein Quartier ausfindig zu machen, wo er nicht mehr als eine Treppe steigen dürfe. Er teilte mir zugleich mit, daß er von Rheumatismus geplagt sei, und der Arzt ihm geraten habe, ins Bad zu gehen, sich der Arbeit zu enthalten, kleine Spaziergänge zu machen, gut und kräftig zu essen; Bäder brauche er nicht zu nehmen.

Aus den Verordnungen des Arztes schloß ich sofort, daß es sich um ein Herzleiden handle.

Eine passende Wohnung war bald besorgt. Der Patient kam in Begleitung seiner Frau nach Landeck. Ich hatte mich herzlich auf ihn gefreut und begrüßte ihn am Bahnhofe. Als ich ihn aber in gebückter Haltung einige Schritte neben mir gehen sah, da erfaßte mein Herz bitteres Weh. Was war aus unserem ehemaligen, leichtbeweglichen Senior und gewandten Vorturner geworden? Wo blieb die straffe Haltung, die stattliche Erscheinung des Oberlehrers?

Bei dem Begräbnisse des Reichs- und Landtagsabgeordneten v. Ludwig ging der Landrat v. H. vor dem Trauerhause einige Schritte auf und ab. „Sieh dir einmal den Gang des Herrn Landrats an!“ sagte mein Koufin, ein schlichter Landmann, „der hat am längsten gelebt.“ Acht Tage später starb der Landrat am Schlage.

An diesen Vorfall erinnerte mich der Gang meines Freundes; ich ahnte das Schlimmste, hütete mich aber, meine Besorgnis dem Freunde mitzuteilen, um ihn nicht aufzuregen.

Die Wohnung gefiel meinem Freunde so, daß er äußerte: „Die ist doch gar zu schön für uns.“ Ebenso war er mit den Wirtsleuten, der Bedienung und der Kost zufrieden. Die



Vorschriften des Arztes befolgte er aufs pünktlichste, wie er überhaupt keinen Finger breit von dem Geſetze wich, das für ihn bestimmend war. Mit seiner Frau machte er täglich kleine Spaziergänge in den nahen Wald, besuchte die Konzerte der Kurkapelle, freute sich über die schönen Parkanlagen, über die Sauberkeit der Spazierwege und rühmte den guten Kaffee, den er hier und da getrunken. Gar manchen Nachmittag und jeden Abend verlebten wir in traulichem Gespräche miteinander. — Unter den Badegästen traf er gar manchen lieben Bekannten aus Breslau, und freudestrahelnd begrüßte ihn mancher ehemalige Schüler, manche frühere Schülerin, denen er warm die Hand drückte.

Der Aufenthalt in dem herrlichen Badeorte, das ruhige Leben, die heitere Gemütsstimmung wirkten augenscheinlich günstig auf den Gesundheitszustand meines Freundes ein, so daß er sich täglich kräftiger und wohler fühlte.

Eines Tages schlug er sogar einen Ausflug per Bahn nach Seitenberg vor und legte den Weg zum und vom Bahnhofe zu Fuß zurück. In Seitenberg wurde zufällig an diesem Tage eine Lehrerkonferenz abgehalten. Als die Lehrer hörten, Oberlehrer Schmidt aus Breslau sei im Gasthause zum „Preußischen Hofe“, da kamen alle Mitglieder der Lehrerkonferenz, unter denen sich auch einige ehemalige Zöglinge Schmidts befanden, und begrüßten ihn aufs herzlichste. Die Kollegen freuten sich, mit dem Verfasser des vortrefflichen Lesebuches und anderer wertvoller Schriften einige Stunden zu verleben. Es wurden begeisterte Reden gehalten, heitere Toaste ausgebracht, von längst vergangenen Zeiten geplaudert, geschertzt und gelacht. Das gemüthliche Zusammensein gestaltete sich zu einer glänzenden Ovation für den Oberlehrer, die ihm um so tiefer zu Herzen ging, da sie ohne alle Absicht aus dem Herzen der Kollegen kam.

Als wir den Heimweg antraten, fühlte sich Schmidt außerordentlich glücklich.

Da ich bemerkte, daß der Aufenthalt in Landeck recht günstig auf die Gesundheit meines Freundes einwirkte, so kam mir der Gedanke, ob es nicht das Beste für ihn wäre, wenn er sein Amt niederlege und seine Pensionierung beantrage. Die Enthaltung von anstrengender geistiger Arbeit, wodurch auch die Gelegenheit zu Ärger und Aufregung vermieden würde, schien mir in Hinsicht auf sein Herzleiden dringend notwendig. Ich versuchte ihn zu diesem Entschlusse zu bringen und tippte ganz leise und vorsichtig bei ihm an, fand aber keine Zustimmung. Nicht einmal die Nebenbeschäftigungen wollte er aufgeben, geschweige sein Hauptamt niederlegen. Vom Ruhestande wollte er nichts wissen. Tatsächlich hat er seinen Haupt- und Nebenbeschäftigungen obgelegen bis zu seinem Tode.

„Auf frohes Wiedersehen!“ rief ich meinem Freunde zu, als wir in herzlichster Weise voneinander Abschied nahmen. Dieser Wunsch hat sich nicht erfüllt.

Im Frühjahr 1899, als die Zeit der Saison im Bade gekommen war, erwartete ich, Oberlehrer Schmidt würde mich wieder beauftragen, ihm für einige Wochen eine Wohnung zu besorgen. Da ich bis Anfang Juli keinen Brief von ihm erhielt, so glaubte ich, mein Freund habe sich entweder vollständig erholt, oder er habe ein anderes Bad besucht. Da erhielt ich Ende Juli — die Todesanzeige.

Über den Verlauf der Krankheit, die das Ende des Oberlehrers Schmidt herbeiführte, theilte mir seine hinterlassene Frau auf mein Ersuchen folgendes mit:

Anfang Februar 1899 bekam mein lieber Mann die böse Influenza, wozu sich Lungenentzündung gesellte. Es war eine Schreckensnacht, in der meinem guten Franz der Tod nahte. Nach Ausspruch der Ärzte hatte er einen Herzklappenfehler. Der oft wiederkehrende Rheumatismus hatte sich aufs Herz gelegt, und ein schweres Herzleiden — Herzerweiterung nannte es der ihn behandelnde Professor — war die Folge.



Ganz plötzlich traten des Nachts die entsetzlichen Herzkrämpfe auf, die mit ihrer Angst und Atemnot, dem Aussetzen des Herzschlages zum wahren Todeskampfe wurden. Oft wiederholten sich diese schlimmen Zustände; nach ihnen fühlte sich der Kranke sehr schwach. Noch gelang es der Kunst des Arztes und der sorgfältigen Pflege, das Schlimmste fern zu halten. Herr Pfarrer Laschinski reichte ihm die heiligen Sakramente und besuchte ihn öfters.

Franz war ein geduldiger Kranker; er suchte die gebeugten Seinen durch tapferes, stilles Ertragen seiner Leiden und durch Heiterkeit aufzurichten. Das größte Leid verursachte ihm der Gedanke, seinen Beruf nicht ausfüllen zu können. Gar oft seufzte er schmerzlich: „Nein — so mitten aus der Arbeit gerissen!“ Manche schriftliche Arbeit und die Kassen-geschäfte erledigte er auf dem Krankenbette.

Viele Zeichen der Liebe und Dankbarkeit wurden ihm in den Tagen der Heimsuchung zu teil; viele schriftliche Wünsche für baldige Genesung, kostbare Blumenspenden wurden ihm zugesandt, und gar manches fromme Gebet stieg für ihn aus dem Herzen seiner einstigen Schüler und Schülerinnen zum Himmel empor.

Endlich trat nach monatelangem Krankenlager eine wesentliche Besserung ein: Franz durfte auf kurze Zeit das Bett verlassen, dann zu unserer Freude sogar kurze Ausfahrten unternehmen. Von der Erlaubnis des Arztes, ein paar Züge rauchen zu dürfen, machte er mit Vergnügen Gebrauch; auch das am Hause gelegene Gärtchen konnte er wieder betreten, und wir alle lebten in neuer Hoffnung. Schon hielten wir die Äußerung des Professors, daß es für den Patienten kein Besserwerden gäbe, für eitel.

So kam der 19. Juli heran. Franz erledigte an diesem Tage zwei schriftliche Arbeiten. Am späten Nachmittage unternahmen wir nach seinem Wunsche eine Spazierfahrt auf einem Dampfer. Franz unterhielt sich lebhaft mit

einigen ihm bekannten Herren auf dem Dampfschiffe und war recht heiter. Unterwegs sagte er zu uns: „Nun habe ich bessern Schlaf, und ums Herz ist mir's wohl.“ Dies Wort vernahmen wir mit inniger Freude.

Zu Hause angelangt, nahm mein Mann mit Appetit sein Abendbrot ein. Hierauf wollte er einige Akten im Konferenzzimmer des Seminargebäudes in Sicherheit bringen, da des andern Tages dies Zimmer renoviert werden sollte. Auf meine Bitte, nicht mehr die Treppe zu steigen, übertrug er die Verrichtung den beiden Töchtern.

Nun begab sich Franz in sein Studierstübchen, legte sich aufs Sofa und las in einem Buche von Eichendorff, einem seiner Lieblingsdichter. Ich besuchte ihn auf einige Augenblicke, küßte ihn auf die Stirn und fragte, wie ihm die Ausfahrt bekommen sei. „Ganz gut,“ war seine Antwort. Darauf ging ich ins Wohnzimmer zurück.

Einige Minuten später kamen meine Töchter Alara und Hedwig, um dem Vater die Schlüssel des Konferenzzimmers abzuliefern. Sie fanden ihren lieben, guten Vater ohne Veränderung der Lage, das Buch noch in der Hand haltend, leblos vor. Auf der Kinder Rufen eilte ich herzu; nicht fassen konnten wir's, daß hier kein Wiedererwachen möglich — daß der Tod eingetreten sei.

Der Schmerz, den wir in diesem Augenblicke empfanden, läßt sich nicht in Worten ausdrücken.

Das Angesicht des teuren Toten hatte den Ausdruck der Ruhe und seligen Friedens. Die letzte Nacht vor der Beerdigung ruhte sein Leichnam eingesargt vor dem Hochaltar der Seminar-kirche, die er durch ein Menschenalter so oft besucht hat.

Obgleich der Todesfall in die Zeit der Ferien traf, kamen doch von nah und fern viele Freunde, Kollegen, Gönner, Schüler und Schülerinnen und andere liebe Bekannte, um einer heiligen Messe, die am nächsten Morgen für ihn in der



Seminarikirche gelesen wurde, beizuwohnen und ihm das letzte Geleit auf den alten Sandkirchhof zu geben, wo der Unvergessliche eine Ruhestätte neben seiner Tochter fand.

Welch tiefen erschütternden Eindruck der unerwartete, plötzliche Todesfall auf die ehemaligen Schüler des Oberlehrers Schmidt machte, das bekundet in rührender Weise der vorzügliche Nachruf, den sein einstiger Schüler, der Breslauer Lehrer und rühmlichst bekannte Dichter Paul Keller in der kath. Schulzeitung für Norddeutschland seinem heimgegangenen Lehrer widmete. Der Dichter hat mir den Artikel in lebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt. Da er in schöner Form zur Ergänzung des Lebensbildes beiträgt, so hoffe ich mir den Dank der verehrten Leser und Leserinnen dieses Büchleins zu erwerben, wenn ich ihm an diese Stelle unverkürzt Raum gebe.

Der Nachruf lautet:

### Auf der Heimreise.

Zum Gedächtnis des Herrn Oberlehrers F. Schmidt.

Der Zug fährt heimwärts. Drüben im Alpenlande bin ich gewesen viele lange Tage. Nun ist mein getreuer Reisegefährte ausgestiegen, und ich bin allein.

Wenn man mit einem guten Menschen längere Zeit zusammen gewandert ist, trennt man sich nicht so leicht von ihm, zumal wenn es ein Freund war, den man lange nicht wiedersehen soll. Höhe und Tiefe, die man gemeinsam durchmessen, haben aus bunten und grauen Fäden ein Band gewoben, das verbindet und sich nicht so leicht lösen läßt.

Das und Ähnliches denke ich, während draußen die lieblichen Glaser Lande vorüberhuschen. Zwei ältere Herren sitzen mir im Waggon gegenüber, — Kollegen. Einer von beiden

kennt mich von irgendwoher und spricht mich an. Wir kommen in eine Unterhaltung und während derselben fragt mich der Kollege: „Was haben Sie zu dem Tode des Herrn Oberlehrers Schmidt gesagt?“ Ich schaue den Fragenden verständnislos an. „Sie wissen doch,“ fährt jener fort, „er ist am Sonnabend beerdigt worden.“ Und als ich immer noch nichts sage, spricht er: „Er gehörte zu den Männern, die ich am meisten hochgeschätzt habe, er war mein Lehrer.“ Da finde ich endlich die Fassung, zu sagen, die Kunde tue mir sehr weh, der Verstorbene sei auch mein Lehrer gewesen. Dann wende ich mich ab und schaue zum Fenster hinaus. Es wird weiter nichts mehr gesprochen. In Glaz steigen die Kollegen aus. —

Ich bin wieder allein. So still und regungslos sitze ich in meiner Ecke, als sei ich plötzlich ganz müde geworden. Ich bin auch müde! Die von den Riesen Händen der Naturgewalten und der Freude der Heimkehr doppelt hoch gespannten Saiten meiner Seele sind schlaff geworden, als hätten plötzlich alle Wirbel nachgelassen und sich mit einem Ruck abgewickelt.

Also gestorben ist er, doch gestorben? Trotz aller Hoffnungen, aller anscheinenden Besserung, allen seinen eigenen Plänen von Wiederaufnahme seiner Arbeiten — doch gestorben? Und jetzt schon begraben? — Wie schnell so etwas kommt! Als ich ihn in gesunden Tagen zuletzt sah — es ist noch nicht gar so lange her — schied er mit einem Scherze von mir, und als ich der stattlichen breitschulterigen Gestalt nachschaute, meinte ich, der Mann, der dort gehe, sei wetterfest noch auf viele Jahre. Und jetzt schon begraben! —

Leute steigen aus und ein; ich bemerke es kaum; ich denke nur immer an ihn. Zum Schmerze um seinen Verlust kommt die Erinnerung, — eine sehr lebendige Erinnerung. Er hat in seinem Leben einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich, als ich jetzt die Augen schließe, ihn leibhaftig vor mir sehe: den ergrauten Scheitel mit der schlichten regelmässigen Frisur, das bartlose, energische Gesicht, die halb-



geschlossenen Augen, das aus Wohlwollen und Satire räthelhaft gemischte feine Lächeln, die oft zu einem ganz leisen Pfeifen gespitzten Lippen, das ganze Grüblerische, Überlegene seiner Physiognomie. Ich erinnere mich auf alles an ihm ganz deutlich, und auf die Art seiner Anzüge, sogar auf die Form seiner Hände; ich höre seine Sprache, sein kurzes Lachen, sein satirisch-negierendes „hm!“ Und dieser Mann ist tot, ist schon begraben!

Ich muß das Fenster schließen, mich fröstelt, und es ist doch warmer Juliabend draußen. Da denke ich an sein gutes Herz, und es regt sich eine heiße Dankbarkeit in meiner Seele. Das Schülerleben taucht vor mir auf mit seinen tausend kleinen Leiden und Bedrängnissen. Gar mancher von uns „ging einmal zum Oberlehrer“, wenn ihm das Herz schwer war um dies und das. Das war allemal wie ein Gang zu einem guten Beichtvater. Das ganze Schülerleben wurde da aufgerollt und beleuchtet, die häßlichen Flecken wurden betrachtet, länger und beharrlicher als die guten Seiten und Anlagen, und keiner kam zerschmettert vom Beichtstüblein, sondern alle gestärkt und ausgerichtet.

Dabei fällt mir seine ganze kritische Skala für die Leistungen schwacher Schüler ein, die er namentlich bei den schriftlichen Arbeiten anwandte, und woraus recht sein Bemühen, „das schwache Rohr nicht zu zerbrechen, sondern aufzurichten“ hervorgeht: „Es kann wohl werden,“ „Es ist ein Anfang da,“ „Es wird,“ „Es ist was da,“ „Sie kommen vorwärts,“ „So, nun haben Sie's erbracht!“ —

Widerwillen und Feindschaft trug er eigentlich nur gegen drei Dinge im Herzen, das waren beständige Faulheit, wüster Spektakel und hohle Aufgeblasenheit. Ein Müßiggänger hatte bei ihm nicht zu lachen, auf der Straße oder im Schulhofe laut gellende Schulkungen brachten ihn in Aufregung, und Sonnabends vermied er auf seinem Spaziergange die belebteren Straßen, um nicht zu erleben, wie einzelne Arbeiter, die

Schnapsflasche in der Hand, die schmutzigen Stiefel auf den Bordersitz gestreckt, per Droschke von der Arbeit nach Hause, beziehungsweise zur nächsten Kneipe fuhren. „Es läßt ja nichts an den albernen Tröpfen, wenn sie nur zu Hause keine hungernden Kinder hätten.“ Er beschäftigte sich gern mit sozialen Fragen, lenkte die Blicke seiner Seminaristen immer und immer wieder auf die Schäden der Gesellschaft und bezeichnete als ihre künftige Aufgabe immer von neuem den Kampf gegen die Noth. —

Eben steigt ein neuer Fahrgast ins Koupee. Er grüßt keinen der schon Anwesenden, wirft als ein rechter Stoffel seinen schweren Koffer auf ein leichtes Paketchen, das einer Dame gehört, entschuldigt sich nur durch ein unartikulierte Grunzen und macht sich's dann auf Kosten der anderen so bequem als möglich. Nach einem flüchtigen Ärger über den Kerl hebt bei mir die Ideenassociation an, und ich denke an einen amüsanten Eisenbahnvorfall, der dem Herrn Oberlehrer Schmidt passiert ist, und den er mir selbst erzählt hat. Er gab den Söhnen eines bekannten schlesischen Fürsten Unterricht, mußte die Bahn benutzen und steigt also eines Tages in ein Koupee 2. Klasse. In dem Wagen-Abteil sitzen bereits zwei junge Offiziere. „Guten Tag!“ sagt der Einstiegende freundlich und setzt sich nieder. Keine Antwort. Der Herr Oberlehrer sieht sich die beiden jungen Leute eine Weile mit seinem eigentümlichen Lächeln an; dann sagt er ebenso freundlich wie vorher: „Na, dann also nicht guten Tag?“ Über welche Kühnheit eines einfachen Zivilisten die beiden Marsjünger indignierte Gesichter zu schneiden geruhten.

Wie Franz Schmidt ein erklärter Feind alles grundlosen Hochmutes war, so wußte er auch andererseits den Wert eines begründeten Selbstbewußtseins wohl zu schätzen. „Ich kann es nicht leiden,“ sagte er, wenn jemand so leise und schüchtern an meine Thür klopft, daß man eigentlich vermuten müßte, es stehe ein Betteljunge draußen.“ So gehört zur



Vollständigkeit seines Charakterbildes auch die Bemerkung, daß er sich seiner Fähigkeiten und großen Kenntnisse wohl bewußt war. Wer ihm aber daraus einen Vorwurf machen wollte, müßte ihn entweder schlecht gekannt haben oder ein Schwachkopf sein. Mir persönlich ist ein selbstbewußter Lehrer angenehm; — selbstverständlich muß das Selbstbewußtsein nicht durch einen flotten Schnurrbart, einen entwickelten Geschmack für tadellosen Kravattensitz oder dergleichen motiviert sein, auch nicht durch eine einseitige Fertigkeit, sondern es muß sich als die innere Strammheit und Festigkeit der Seele kundtun, die ihr Mark aus der rechten Tüchtigkeit des Herzens gezogen hat.

Und Franz Schmidt als Lehrer? Drei Jahre lang bin ich sein Schüler gewesen, und zwar in deutscher Sprache und Litteratur, Geschichte, Geographie, Schreiben, Zeichnen und Turnen. Ich bin immer ein begeisterter Verehrer seiner Lehrkunst gewesen und habe oft versucht, sie einem Fremden zu schildern, zu zergliedern, zu erklären. Es ist mir immer mißglückt. So will ich heute den nutzlosen Versuch nicht wiederholen, sondern mich mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen.

Ein Seminarlehrer hat einen schweren Stand, denn er steht — unter ewiger Kontrolle. Möglich, daß es sich mancher der Herren nicht klar macht oder nicht klar machen mag; wegleugnen läßt sich die Tatsache nicht, und für den Lehrerberuf des Einzelnen ist sie bestimmend. Ich habe persönlich nur sieben Seminarlehrer kennen gelernt und kenne per Renommee wohl an dreißig. Mancher, der mehr fragt und mehr erzählt bekommt als ich, kennt wohl doppelt soviel. Der junge Seminarist hat für alles, was seine Lehrer betrifft, ein unendlich gutes Gedächtnis, und später, wenn er selbst zu reiferer allgemein-menschlicher und pädagogischer Einsicht gekommen ist, wird er ihr Kritiker.

Franz Schmidt's Lehrart war durchaus subjektiv; sie paßte zu keiner, aber auch zu gar keiner Schablone. Oft

begann er seine Stunde mit irgend einem Scherz, einer Anekdote, der Besprechung eines Tagesereignisses. Er wußte im Nu Interesse zu erregen und verstand es, das Interesse auszunutzen. Seine Ausdrucksweise war nie flach, aber immer markig und klar; mit tausend interessanten Häkchen wußte er einen Stoff schnell zu befestigen: er hielt nie lange Vorträge und ließ einen Schüler nach einem Lehrbuch Auswendiggelerntes niemals auffagen. Er gehörte zu den barmherzigen Seelen, die wissen, daß Seminaristen nach acht- bis neunstündigem Unterrichte in der kurz bemessenen Studienzeit nicht noch alle möglichen Herkulesarbeiten in Hausaufgaben leisten können. Oberlehrer Schmidt hat uns nie mit Arbeiten überbürdet. Er war uns Seminaristen ein guter, unaufgeregter Führer, kein Pedant, der den Gänsemarsch in ausgelatschten Spuren liebt, kein wetternder Treiber und Dränger, auch kein hochmütiger Feldherr, der von seinem Kößlein auf die marschierenden Gemeinen herabschaut, sondern wie gesagt ein guter Führer, der seine Wege ganz genau kannte, der ohne Aufregung auch einmal einen kleinen Umweg machte, wenn er ihn für nützlich hielt, und der zur rechten Zeit ans rechte Ziel gelangte mit seiner Schar, ohne Schnauben und Reuchen, mit ganzen Kleibern und gesunden Gliedern.

So sehr nun Oberlehrer Schmidt auf seine Schüler Rücksicht nahm, so sehr überbürdete er sich selbst. Seine Arbeitslast als Seminarlehrer wurde vermehrt durch eine große Menge von Korrekturen. Die Aufsätze von zwei Kursen und sämtliche Schönschriften und Zeichnungen der Seminaristen durchzusehen, ist keine geringe Arbeit. Wenn man nun bedenkt, daß Franz Schmidt außerdem im Lehrerinnenseminar unterrichtete, die Verwaltung der Seminarbibliothek und verschiedener Klassen hatte, Mitglied der Kommission für die Prüfung der Mittelschullehrer und Rektoren, Redakteur des „Katholischen Schulblattes“, Schriftführer des Dierschutzvereins u. s. w. war, so muß man staunen, woher diesem Manne die Zeit zu seinen



Studien blieb, die er bis in sein Alter mit bewunderungswürdiger Liebe und Regelmäßigkeit betrieben hat. Sein Wissen war denn auch wirklich ein weitumfassendes, namentlich in den Fächern der deutschen Sprache, in Geschichte, Geographie und in Naturgeschichte. Das letztere Fach, das doch eigentlich gar nicht zu seiner Fakultät gehört, hat er trotzdem mit großer Liebe gepflegt, hat sich selbst reichhaltige Herbarien angelegt und eine große Anzahl von Schulen (auch Breslauer) mit Mineraliensammlungen versorgt; auch merkwürdige Münzen, alte Kupferstiche und dergleichen sammelte er. Aber auch in den sogenannten technischen Fächern leistete er Treffliches; er besaß eine ausgezeichnete Handschrift, zeichnete vorzüglich und turnte uns noch als Fünfundzighrger so exakt vor, daß der revidierende Rat (Euler) entzückt in die Hände klatschte und ein lautes „Bravo! Bravo!“ rief.

Weiter spinnen die Gedanken, während draußen sich die Nacht über die Fluren senkt. Ich denke schließlich auch an die Examina und an Franz Schmidt als Examinator. Das Examinieren ist eine schwere Kunst. Es giebt Examinatoren, deren ganze Force darin besteht, aufzusuchen und nachzuweisen, was der Examinand nicht weiß. Das sind die schlechtesten von allen, und zwar nicht nur im Sinne des Examinanden, sondern auch ihrer ganzen Qualifikation nach, Richter die nur nach dem Ankläger hin lauschen und auf den Verteidiger nichts geben, mit einem Worte, sehr unfähige oder sehr ungerechte Leute. Ihnen stehen die Spiegelfechter gegenüber, Faschingshelden, die nur mit Wachskugeln schießen, deren Examen ein vorbereitetes Scheingeplänkel mit dem Examinanden ist, der jeden zu erwartenden Hieb oder Stoß vorher kennt, wobei freilich oft ein lebhaftes Geknatter und viel dekorativer blauer Dunst vorkommt. Zwischen beiden mitten hindurch führt der rechte, sehr schmale Weg, oft so schmal, daß es eine Kunst ist, nicht mit dem Fuße das eine oder das andere verpönte Gebiet zu streifen.

Von Herrn Oberlehrer Schmidt darf man behaupten, daß er geradezu ein genialer Examinator war. Ich habe diese Behauptung sehr oft aussprechen hören, namentlich auch von solchen, deren Lehrer er nicht gewesen war, die er aber bei der Mittelschullehrer- oder Rektorenprüfung examiniert hatte. Keiner von diesen allen konnte behaupten, daß ihm etwas geschenkt oder zu leicht gemacht worden sei; wo bedenkliche Lücken waren, da kamen sie sicher zu Tage, aber es herrschte in der ganzen Art und Weise ein ruhiges Wohlwollen, das auf jeden richtigen Gedanken gern einging, auch wenn er im Examenfieber nicht gerade in der rechten Form kam. Oberlehrer Schmidt schöpfte eben aus dem Vollen, er beherrschte den ganzen Stoff, bewahrte deshalb immer seine Ruhe und wählte aus der Fülle des ihm Verfügbaren dasjenige aus, von dem er annahm, daß es ihm ein annähernd richtiges Bild von dem Wissensstande des Examinanden liefern werde. Ich bin der festen Überzeugung, daß ich für diese Beurteilung der Schmidtschen Examinierungsweise in Schlesien eine große Zahl von Eideshelfern finden könnte.

„Königszelt!“

Ich fahre aus meinen Erinnerungen und Träumen empor, schnalle meinen Tornister auf und steige aus. Zum Heimatdörflein will ich hinüber, und bis dahin ist's noch eine Stunde. Die Nacht ist angebrochen, die Sterne schimmern. Wie ich so einsam dahin schreite, denke ich hinunter nach Breslau an seinen Grabhügel. Und nun fröstelt michs nicht mehr, es ist ein Gefühl des Friedens, das mich überkommt. Er hat viel gearbeitet, nun ruht er. — Ich gehe weiter und komme an einen Hügel. Unten im Tal blitzen noch ein paar Lichter auf; sie leuchten zur Heimkehr. Ich bleibe stehen und schaue zum Himmel. Da oben leuchten viel tausend goldene Lichter. Und ich denke an die Seele des teuren Toten, wie sie sich aufgeschwungen, und wie ihr jener heilige, goldene



Glanz entgegengestrahlt hat, das große himmlische Licht, das aus der Heimat herüberwinkt.

„Glück auf zur Heimkehr, verehrter Freund, Glück auf zur Heimkehr!“

Bald nach dem Tode des Oberlehrers Schmidt tauchte die Idee auf, durch einen äußeren Akt die große Verehrung zu dokumentieren, die sich der unvergeßliche Mann in den weitesten Kreisen erworben hatte. Von seinen vielen, nach Tausenden zählenden Schülern wurde die Bildung eines Komitees zur Errichtung eines Grabdenkmals und die Gründung einer Stipendien-Stiftung für fleißige Schüler aufs freudigste begrüßt. Die Sammlung ergab innerhalb eines Jahres den Betrag von 1636 Mark. Die Einweihung des Denkmals und dessen Übergabe an die Familie fand am 23. Juni 1900 statt. Die „Schlesische Volkszeitung“ berichtete darüber:

„Heute nachmittag fünf Uhr fand die Einweihung des Denkmals für den Verstorbenen auf dem alten Sandkirchhofe statt, welches die Liebe seiner zahlreichen Schüler, Schülerinnen und Freunde gestiftet. Der Einfachheit und dem christlichen Sinne entsprechend, erhebt sich auf seinem Grabeshügel aus schwarzem Marmor ohne alle Verzierungen ein Grabstein mit hohem Kreuz, dessen Inschrift besagt, daß dieser dem liebevollen Vatten und Vater, dem treuen Lehrer und Freunde gewidmet ist. Zahlreich hatten sich seine Schüler und Schülerinnen aus Breslau und Umgegend eingefunden, um ihrem geliebten Lehrer den Akt der Dankbarkeit zu zollen. Ebenso war das Seminarlehrer-Kollegium, sowie der Herr Geheimrat, Provinzialschulrat Dr. Montag erschienen. Vor dem mit frischen Blumen geschmückten Grabeshügel sangen die Seminaristen unter Leitung des Königlichen Musikdirektors und Seminarlehrers Göke (eines Kursusgenossen des Oberlehrers. D. V.) das von ihm komponierte Lied: „Das Leben welkt wie Gras,“ worauf Herr Pfarrer Laschinski in seiner Rede die Verdienste

des allzufrüh Verstorbenen noch einmal hervorhob. Den Zweck der Zusammenkunft erklärend, betonte er nach dem Horaz'schen Spruche „Exegi monumentum aere perennius“, daß sich der Verstorbene zwar schon selbst ein Denkmal gesetzt habe, dauernder als Erz, als treusorgender Gatte und Familienvater, als vortrefflicher, außerordentlich gebildeter Lehrer, als uneigennütziger Freund, als arbeitsfreudiger Mendant der Kirchkasse von St. Maria vom Sande, und als treu katholischer Christ, daß aber trotzdem durch das öffentliche Kennzeichen der Liebe und Verehrung den Hinterbliebenen ein großer Trost gespendet worden ist. Nach Verrichtung der kirchlichen Weihegebete und dem Gebete für den Verstorbenen sangen die anwesenden Lehrer unter Herrn Rektor Fiebigs Leitung „Wie selig sind die Toten“ von Mendelssohn-Bartholdy, worauf die Übergabe des Denkmals an die Hinterbliebenen und das herzliche „Gott bezahl's!“ an Geber, Sänger und Erschienene die würdige Feier schlossen.“

Von dem Komitee der Oberlehrer Schmidt-Stiftung wurden dem Königl. Provinzial-Schulkollegium 976,51 Mk. überwiesen.

Wir schließen diese Skizze mit dem schönen von K. Straube gedichteten und von H. Göke komponierten Liede:

Das Leben welkt wie Gras,  
Wie Blumen auf der Flur,  
Sobald ein Wind darüber geht  
Verwehet ihre Spur.

Wer gestern frisch und froh,  
Heut ruft der Tod ihn ab,  
Und was uns lieb und teuer war,  
Wir senken es ins Grab.

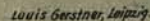
Doch Gottes Gnade bleibt  
Den Frommen ewig stehn,  
Wer seinen Bund von Herzen hält,  
Wird nimmermehr vergehn.





Ein schlesiſcher Tondichter.

Ein schlesischer Tondichter.



Wer im Sommer zu Fuß durch das an Naturschönheiten so reiche Glazer Ländchen wandert, der wird sich nicht nur an dem frischen Gesange unserer besiedelten kleinen Natursänger erfreuen, sondern sich auch an den Liedern ergötzen, die aus menschlichen Kehlen an sein Ohr schlagen. Bald zieht eine Schar Wallfahrer, eine fromme Weise singend, auf der Landstraße an ihm vorüber, bald sind es trauliche Kinder=



oder Hirtenlieder, die in seinem Herzen einen mächtigen Widerhall erwecken.

Tritt der Wanderer des Sonntags in eine Dorfkirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen, so hört er einen kunstgerechten, von einer Musikkapelle begleiteten Gesang, oft von überraschender Reinheit und Lieblichkeit.

Das Glazer Völkchen liebt die Tonkunst, und man wird in diesem Ländchen kaum ein Kirchspiel finden, in dem sich nicht ein Verein zur Pflege dieser schönen Kunst gebildet hätte.

Der Bauer, dessen schwielige Hand am Werkzeuge den Pflug führt, um mühsam der Scholle den Lebensunterhalt abzuringen, weiß am Sonntage und Feierabende seiner Geige und seiner Flöte weiche und zarte Töne zu entlocken.

Kein Wunder, daß von diesem bergumkränzten Ländchen aus so mancher Tonkünstler den Weg in die größere Welt gefunden und zu Ruhm und Ehre gelangt ist. Es seien hier nur erwähnt: der als Liederkomponist bekannte, in Prag verstorbene Musikdirektor Taubitz und der als Kapellmeister des Stadttheaters in Breslau seiner Zeit wirkende, allgemein hochgeachtete und beliebte Seidelmann.

Ein Kind der Grafschaft Glatz ist auch der Königl. Bibliothekar und Oberorganist an der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin, Dr. Heinrich Reimann, der sich durch sein hervorragendes, rühmlichst bekanntes Orgelspiel, sowie durch seine musikalisch-litterarische Tätigkeit den Titel „Professor“ erworben und von Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. mit dem Roten Adlerorden ausgezeichnet wurde.

Das Hauptverdienst um die Hebung und Pflege der Musik in der Grafschaft Glatz hat sich unstreitig die Lehrerschaft dieses Ländchens erworben. Obgleich noch bis in die jüngste Zeit hinein fast sämtliche kirchliche Einnahmen, die festen wie die zufälligen, in das Lehrereinkommen eingerechnet wurden, pflegten die Lehrer die Musik mit einem Feuereifer, der alle Anerkennung verdient. Fast täglich unterrichteten sie unentgeltlich eine Anzahl

kleiner Knaben und Mädchen im Gesange und Violinspiel und bildeten sie zu Chorgehilfen heran.

Der hervorragendste dieser Lehrer des neunzehnten Jahrhunderts war der zu Rengersdorf, Kreis Glatz, 1885 verstorbene Hauptlehrer Ignaz Reimann, Vater des eben genannten Professors Heinrich Reimann. Dieser geniale Mann, dessen Name in den weitesten Kreisen einen guten Klang hat, weil er in bescheidener Lebensstellung Großes leistete, verdient, daß sein Andenken der Nachwelt erhalten werde.

Ignaz Reimann wurde im Dezember 1820 in dem vielbesuchten schlesischen Wallfahrtsorte Abendorf geboren. Sein Vater war Hausbesitzer und Kirchenmusikus daselbst. (An dem Geburtshause Reimanns ist in neuerer Zeit eine Gedenktafel angebracht worden.)

Schon frühzeitig zeigten sich in dem kleinen Ignaz Neigung und Talent zur Musik. Kaum acht Jahre alt, nahm er an dem Violinunterrichte teil, den sein Vater einigen Knaben gab.

Bald wurde auch der Lehrer des Dorfes auf das musikalische Talent seines Schülers aufmerksam und bildete den Knaben im Orgelspiel aus. Im Alter von zehn Jahren kannte Reimann bereits sämtliche Lektionen des Generalbasses (Lehre von der Zusammenstellung wohlklingender Töne). Wenn der begabte Knabe an Sonn- und Festtagen auf der Orgelbank saß und beim festlichen Gottesdienste die Orgel, die Königin aller Instrumente, bediente, ohne gegen die Regeln der Kunst zu verstoßen, so verwunderten sich die Erwachsenen darüber, und der Lehrer blickte mit Stolz auf den kleinen Organisten.

Im Violinspiel erreichte der Knabe eine erstaunliche Fertigkeit, und es gab wohl kaum ein musikalisches Instrument, auf dem er sich nicht mit Glück versucht hätte.

Mit den Fortschritten wuchs auch die Freude zur Tonkunst; ja der Bube konnte sich nicht genug musizieren, so daß



ihn seine Eltern öfters mit aller Strenge ermahnen mußten, endlich einmal mit dem „Geige“ und „Gebläse“ aufzuhören.

Da zu jener Zeit die gedruckten Noten rar und teuer waren, so blieb den Lehrern nichts übrig, als die Noten abzuschreiben, wenn sie in deren Besitz gelangen wollten. Zu dieser Arbeit wurde auch der kleine Reimann von seinem Lehrer angeleitet. Die von ihm geschriebenen Noten zeichneten sich durch Korrektheit, Deutlichkeit und Sauberkeit aus.

Leider reichte die Entlohnung, die Reimanns Vater für die Kirchenmusik erhielt, zum Lebensunterhalt der Familie nicht aus. Deshalb spielte der Musikus auch in den Gasthäusern bei Tanzmusiken. Hierbei mußte ihm sein Sohn, als er ein Alter von dreizehn Jahren erreicht hatte, Mithilfe leisten. Der Gefahr, in sittlicher Beziehung an seiner Seele Schaden zu nehmen, entging der vielversprechende Jüngling dadurch, daß er seine ganze Aufmerksamkeit und sein Interesse der Musik zuwandte, und daß das treue Vaterauge stets liebevoll über ihm wachte.

In diese Zeit fallen die ersten Versuche Reimanns, ein Tonstück zu dichten. Wurde im Gasthause nicht musiziert, so breitete er die Notenhefte um sich aus und studierte die Übereinstimmung, den Takt, die Übersetzung der Noten für die Klarinetten, den Tonumfang der Blechinstrumente, das Zusammenklingen des Ganzen.

Dieses Studium setzte er zu Hause fort, und der Vater überließ ihm bereitwillig die Notenhefte. Er setzte nun Tanzstücke für Violinen auf, übersetzte die Stimmen für Klarinetten, Hörner und Trompeten und spielte die Tonsätze auf dem Klavier.

Bald versuchte er nach dem Muster des einen Stückes ein anderes, selbst erfundenes, nachzubilden, setzte es in Noten für Streich- und Blasinstrumente, legte es bei der nächsten Tanzmusik vor, und siehe! die Töne klangen harmonisch zusammen, und das neue Tanzstück gefiel. Mit dem Gelingen der Arbeit nahm die Schaffenslust zu. Bei seinem vortreff-

lichen Tongedächtnis war Reimann schon als Knabe im Stande jedes gehörte kurze Musikstück auf dem Klavier nachzuspielen und in Noten zu setzen. Auf diese Weise legte er den Grund zum späteren Komponisten (Tondichter). Er erhielt hierzu weder durch einen Lehrer, noch durch ein Lehrbuch eine Anleitung, sondern war in seinem Schaffen lediglich auf sich selbst angewiesen. Erst in späteren Jahren lernte er die ausführlichen Generalbasslehren von Türk und Beethoven kennen.

Der tägliche Verkehr mit den Lehrern seines Geburtsortes, sowie der Umstand, daß Reimann während der Unterrichtszeit öfters die Schulkinder beaufsichtigen und den schwachen nachhelfen mußte, regten in ihm den Wunsch an, sich dem Lehrberufe zu widmen. Die Eltern waren damit einverstanden und übergaben den Knaben einem Dorflehrer zur Vorbereitung für das Seminar. Noch vor Beendigung der Präparandenzeit wurde Reimann zum stellvertretenden Lehrer nach Oltaschin, einem Dorfe bei Breslau, berufen. Fünf Monate wirkte er in dieser Stellung.

Von 1838 bis 1841 besuchte Reimann das kath. Schullehrer-Seminar zu Breslau. Als Musiklehrer wirkte hier nebenamtlich der Musikdirektor und Domkapellmeister Joseph Schnabel. Dieser übertrug seinem talentvollen Zöglinge wegen seiner hervorragenden musikalischen Leistungen das Amt eines Regens (Leiters der Musik) im Seminar.

Während der Seminarzeit komponierte Reimann bereits Psalmen und andere kirchliche Tonstücke, die viele seiner Mitschüler abschrieben und in die Heimat schickten.

Nach seinem Abgange vom Seminar amtierte Reimann als Hilfslehrer zwei Jahre in Niederhannsdorf bei Glas. Sein Hauptlehrer Klesse war nicht bloß ein tüchtiger Schulmann, sondern auch ein vorzüglicher Musiker. Mit ihm wanderte Reimann allwöchentlich nach dem benachbarten Oberhannsdorf zu dem als Violinspieler berühmten Lehrer Konstantin Gellrich. Dieser besaß einen großen Vorrat von Terzetten, Quartetten,



Quintetten und anderen Tonstücken von Haydn, Beethoven, Mozart u. a. hervorragenden Komponisten, die meisterhaft gespielt wurden. Hier mitzuwirken war für den jungen Tonkünstler ein Hochgenuß. Auch Konzerte wurden veranstaltet, und Reimann komponierte weltliche und kirchliche Tonstücke, je nachdem ein Bedürfnis vorlag.

Von Niederhannsdorf wurde Reimann nach Rengersdorf bei Glas versetzt, um den Lehrer Seidelmann, der bereits sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, zu unterstützen.

Unter den Kirchenmusikalien fand Reimann mehrere Tonstücke von ehemaligen Pfarrern aus Rengersdorf. Die Orgelstimmen waren vortrefflich beziffert, der Gesang war aber mit großen Schwierigkeiten verbunden. Diese Werke studierte Reimann mit Interesse und gab sie später seinen Präparanden zur Übung im Generalbassspiel.

Einer seiner ehemaligen Präparanden sagt darüber: „Diese alten Kompositionen und die Litaneien von Cherubini machten uns Präparanden gewaltiges Kopfzerbrechen. Wer einmal aus dem Takte kam, der fand sich nicht wieder hinein; denn nicht selten begannen die Litaneien mit dem Kyrie und schlossen ohne Unterbrechung mit dem Agnus; dabei folgten Diskant-, Alt-, Tenor- und Basschlüssel in schnellem Wechsel.“

Im Jahre 1851 starb der Schullehrer Seidelmann, und Reimann wurde zu dessen Nachfolger ernannt. In seinem Amte als Chorleiter empfand er schmerzlich die mißliche Lage der damaligen Kirchenmusik. Die vorhandenen Musikalien von Bühler, Schiebermayer u. a., welche zu jener Zeit die Kirchenchöre beherrschten, waren mit ihren Tanzmelodien und Solis für Violinen, Trompeten und Pauken nicht nur unkirchlich, sondern auch geschmacklos. Zwar suchte damals schon der Cäcilienverein auf dem Gebiete der Kirchenmusik Wandel zu schaffen, indem er eine ernste und strengere Richtung einschlug, aber die musikalischen Gaben dieses Vereins waren, wie Reimann klagte, zu lang, zu kompliziert, zu schwer aus-

föhrbar und fanden beim Volke keinen Anklang. Reimann fühlte die Kraft in sich, hier helfend einzugreifen und betrachtete es von der Zeit an als seine Lebensaufgabe, eine Brücke zu schlagen zwischen der alten und neuen Kirchenmusik. Anregung, Aufmunterung und Unterstützung in seinen Bestrebungen fand er bei einer großen Zahl seiner Amtsbrüder, insbesondere aber bei seinem Freunde und Gönner, dem Ortspfarrer und nachmaligen Großdechanten Nitschke.

Nun begann Reimann emsig zu schaffen. Die ersten, der Öffentlichkeit übergebenen Werke wurden durch Steindruck vom Lehrer Anst in Ullersdorf hergestellt und vom Autor selbst verlegt. Dann gewann der Komponist einen Verleger in Glas, und später trat er mit Pietsch in Ziegenhals in Verbindung, der die meisten seiner Werke verlegte.

Die Reimannschen Kompositionen fanden Anerkennung und schnelle Verbreitung in Schlesien, Bayern, Österreich und selbst im fernen Amerika. Aus allen Gegenden bekam der Komponist ermunternde Dankschreiben.

Einen Beweis von dem Bienenfleiß dieses genialen Mannes liefert eine Zusammenstellung seiner Werke. Reimann komponierte:

a. für die Kirche: 125 Messen, 19 Requien, 6 Te Deum, 117 Offertorien, 122 Graduale, 37 Litaneien, 34 Salve, 33 Alma, 14 Ave Reg., 10 Regina coeli, 10 Asperges, 6 Viduaquam, 5 Miserere, 88 Begräbnislieder, 7 Kantaten, 2 Sätze Fronleichnamstationen und 6 Vespere.

b. für den Konzertsaal: Ouverturen, Märsche, Symphonieen, Oratorien, Tänze, Tonstücke für Männerstimmen und für gemischte Chöre, Lieder, Solopiecen.

Außerdem verfaßte Reimann eine praktische Harmonielehre und eine Gesangschule, die aber nur im Manuskript vorhanden sind.



Von den angeführten Tonstücken sind bis zum Tode des Komponisten nur 160 Nummern gedruckt worden. Das Verzeichnis seiner Werke weist rund achthundert Nummern nach.

Hierzu kommen noch die zahlreichen Gelegenheitskompositionen. Wenn in der Grafschaft Glas oder in den angrenzenden Kreisen ein Fest durch irgend eine musikalische Gabe verherrlicht werden sollte, so ging man mit dem Texte zum „Vater Reimann“ und konnte, wenn man ihn zu Hause antraf, am Abend die fertige Komposition mit nach Hause nehmen.

Raum hatte Reimann für die Öffentlichkeit zu arbeiten begonnen, da wurde er von einem bössartigen Nervenfieber befallen, das ihn an den Rand des Grabes brachte und ein Vierteljahr lang an das Krankenbett fesselte. Mit Schrecken bemerkte er nach seiner Genesung, daß er — schwerhörig geworden sei. Alle Bemühungen der Ärzte, das Übel zu beseitigen, waren fruchtlos. Seine Schwerhörigkeit steigerte sich von Jahr zu Jahr, so daß er sich manchmal in seinem Amte als Lehrer höchst unglücklich fühlte. Sonderbarerweise hinderte ihn das Übel nur wenig in seiner Tätigkeit als Dirigent und praktischer Musiker. Bis in seine letzten Lebensjahre blieb er ein tüchtiger Violinspieler und ein Meister im Orgelspiel. Seine Tätigkeit im Komponieren wurde durch das Gehörleiden eher gefördert als gestört; denn da ihm der mündliche Gedankenaustausch erschwert wurde, blieb er mehr auf den Umgang mit sich und seinen Ideen angewiesen.

Auf seinen Spaziergängen beschäftigte er sich mit Musik. Da sah man ihn bald den Takt schlagen, oder er blieb stehen und zeichnete mit dem Stöcke Linien und Noten in den Sand. Kam er dann nach Hause, so nahm er Papier, Tinte und Feder zur Hand, und der Entwurf zu einem neuen Werke war fertig. Nächte lang saß er dann an seinem Arbeitstische und ruhte nicht eher, als bis er sein neues Werk fertig geschrieben

hatte. Bei dem Schreiben der Noten flog förmlich die Hand über das Papier.

Interessant ist die Art und Weise, wie Reimann komponierte. Musikalische Gedanken strömten ihm in reicher Fülle zu, und er besaß ein ausgezeichnetes Tongedächtnis. Darum setzte er niemals eine Partitur (Zusammenstellung sämtlicher Stimmen eines Tonstücks) auf, sondern schrieb von der ersten Violinstimme und der Bassstimme gewöhnlich die Noten sofort ins Reine; ja es kam vor, daß er die Noten für die zweite Horn- oder Klarinettenstimme zuerst, und die für die Hauptstimmen zuletzt aufsetzte.

Von seinem schöpferischen Talente zeugt die Tatsache, daß ihn die verschiedenartigen Anliegen und Ansprüche der Kollegen in musikalischer Hinsicht nie in Verlegenheit brachten.

Einmal war Reimann ersucht worden, bei einem Cäcilienkonzerte in Altwaltersdorf mitzuwirken. Kurz vor der Auführung bemerkte der Veranstalter des Konzertes zu seinem Schrecken, daß ihm von einer Suppéschen Ouvertüre (Einleitungsstück) die zweiten Stimmen für Violine und Klarinette abhanden gekommen waren. Mit Ungeduld wartete er auf die Ankunft seines Freundes. „Endlich, endlich bist du da!“ rief er diesem beim Eintritt entgegen und reichte ihm Notenpapier, Feder und Tinte mit der Bitte hin, die fehlenden Stimmen zu ergänzen. Reimann tat dies sofort und — es stimmte.

Mit welcher Schnelligkeit Reimann komponierte und Noten schrieb, das mag folgendes Beispiel bekunden:

An Hauptfesten wurden in der Kirche zu Rengersdorf beim Nachmittagsgottesdienste Vespere (fünf Psalmen und das Magnificat) gesungen. Den Tag vor dem Dreifaltigkeitsfeste — einem Hauptfeste in Rengersdorf — kam Reimann einst auf den Gedanken, neue Vespere zu komponieren. Sofort begann er mit der Arbeit, und in vierundzwanzig Stunden war das ganze Werk fix und fertig, so daß es beim Nachmittagsgottesdienste zum ersten Male aufgeführt werden konnte.



Natürlich hatten die Präparanden insoweit geholfen, als sie Texte und Verdoppelungsstimmen schrieben.

Wir haben es uns nicht zur Aufgabe gemacht, ein eingehendes Urteil über die Werke unseres Tondichters abzugeben; das wollen wir berufeneren Federn überlassen. Das Eine aber steht fest: Reimann hat auf einem weiten Gebiete die Wege geebnet für die Bestrebungen des Cäcilienvereins. An das vorhandene Gute anknüpfend und sich die Kompositionen von Schnabel, Hahn und Brosig zum Muster nehmend, bildete er mit seinem geläuterten Geschmaack den des Volkes. Seine Werke sind naturgemäß nicht von gleichem Werte, alle aber zeichnen sich aus durch Einfachheit und Klarheit, durch Reichthum an ansprechenden Melodien und leichte Ausführbarkeit. Hierzu kommt, daß Reimann auf allen Gebieten der Kirchenmusik Nennenswerthes geschaffen und für alle Bedürfnisse der Kirchenchöre gesorgt hat. Für die Chöre der kathol. Landkirchen sind seine Kompositionen geradezu unentbehrlich. Darum hört man von ihren Leitern oft: „Wenn wir Reimann nicht hätten, wüßten wir nicht, was wir aufführen sollten.“

Als Präparandenbildner hatte Reimann einen großen Ruf. Zu einer Zeit, als es noch keine staatliche Präparandien gab, fehlte es an Orten, wo sich die Jünglinge für das Lehrerseminar vorbereiten konnten. Da zogen die jungen Leute, die sich dem Lehrerstande widmen wollten, nach Rengersdorf und fanden bei Reimann Aufnahme und Ausbildung, allerdings nicht so allseitig und planmäßig wie heute, aber billig und praktisch. Fast ausnahmslos beanspruchte Reimann für den Unterricht keinerlei Entschädigung. Was das bei einem Jahreseinkommen von ungefähr sechshundert Mark zu bedeuten hat, das kann nur derjenige ermessen, der die Ausbildung von Präparanden aus eigener Erfahrung kennt.

Mehr als fünfzig junge Leute, immer vier oder sechs gleichzeitig, fanden bei Reimann ihre Ausbildung. Manche wohnten in der Nähe der Schule, andere bei dem Lehrer selbst,

aßen an seinem Tische, studierten im Klassenzimmer und schliefen in einer Dachkammer.

Bei der Ausbildung wurde das Hauptgewicht auf schriftliche Arbeiten, Musik und praktische Schultätigkeit gelegt. In den anderen Fächern wurde nach den in den Seminaren gebrauchten Büchern unterrichtet, aber nicht regelmäßig, sondern ab und zu.

Die meiste Zeit wurde für Musik verwendet. Die vorgeschrittenen Schüler mußten Versuche im Komponieren machen; Salve, Ave, Lieder und andere kleine Tonstücke mußten verfaßt werden. Reimann sah sie durch, verbesserte sie und ließ sie zur Belohnung gelegentlich aufführen. Auch das Instrumentieren wurde geübt; die Stimmen für Trompeten, Horn, Klarinetten und Flöten mußten zu vorhandenen Tonstücken anders gesetzt oder erneuert werden. Zu diesem Zwecke war es notwendig, daß jeder Präparand die Behandlung der Instrumente verstand.

Die Streichinstrumente: Violine, Viola, Cello, Baß mußte selbstverständlich jeder Präparand spielen lernen. Die Anleitung hierzu war meistens kurz, aber praktisch. So sollte z. B. ein Schüler Violon spielen lernen. Das Instrument wurde aus der Kirche herbeigeschafft. Reimann gab die Erklärung: „Der Violon hat vier Saiten; sie heißen: G, D, A, E. Die ganzen Töne greift man mit vier, die halben mit zwei Fingern. Hier ist eine Stimme. Morgen mußt du in der Messe spielen!“

Nach diesem Befehle handelte nun der Präparand, probierte und übte bis zum späten Abend, und siehe da! am nächsten Morgen spielte er leidlich seine Stimme.

An den langen Winterabenden wurde fleißig Quartett gespielt und den Schülern ein Einblick in die Meisterwerke der Kammermusik geboten.

Die von Reimann ausgebildeten Präparanden waren in den Seminaren wegen ihrer guten Leistungen in der Musik



gern gesehen, und gar mancher erwarb sich später als Dirigent, Komponist oder praktischer Musiker einen guten Namen.

Unerwähnt darf nicht bleiben, daß Reimann auch ein tüchtiger Schulmann war und mit Eifer und Treue dem Dienste in der Kirche oblag.

Das Verhältnis, in dem er zu seinem Vorgesetzten, dem Pfarrer, Orts- und Kreisschulinspektor Nitschke stand, war das denkbar günstigste. Letzterer kehrte nie den Vorgesetzten, sondern den Freund und Gönner gegen ihn heraus. Einst hatte Reimann die Zeit des Messeläutens verschlafen. Da schlug das Glockenzeichen an sein Ohr. Er erwachte, eilte in die Kirche und sah zu seinem Erstaunen, daß der Pfarrer selbst läutete. Ohne dem Lehrer ein unfreundliches Wort zu sagen, überließ ihm der Pfarrer die Fortsetzung des Läutens.

Reimann war von kleiner, unterlegter Figur. In seinem freundlichen, vollen Gesicht und in seinen schönen blauen Augen spiegelte sich die reinste Herzengüte. Echte Religiosität und Heiterkeit bildeten den Grundzug seines Gemütes. Lebenslänglich war er ein Freund fröhlicher Gesellschaft. Auch einen „guten Tropfen“ wußte er zu schätzen. Infolge seiner Schwerhörigkeit konnte er an der mündlichen Unterhaltung nicht teilnehmen. Darum waren ihm eine Partie auf dem Billard oder ein gemütlicher Stet in den Mußestunden stets willkommen. Auf den Regelbahnen der Nachbarorte war er ein gefürchteter Meister, und nicht selten griff er nach dem Wanderstabe, um auf der Regelbahn zu Glas die „Herren aus der Stadt“ zu belehren.

Im geselligen Verkehr saß ihm der Schalk stets hinter den Ohren, und wenn er einen harmlosen Streich gegen seine Freunde ausführen konnte, so bereitete ihm dies das größte Vergnügen. Er selbst nahm nie einen Scherz übel. In seiner selbstlosen, fast kindlichen Bescheidenheit trachtete er nicht nach Ehrenbezeugungen. Allerdings ist er auch zeitlebens darin nicht verwöhnt worden; ward ihm aber einmal eine seiner

Meinung nach unverdiente Ehrung zu teil, so konnte er bis zu Tränen gerührt werden.

Seine ehemaligen Schüler hingen an ihm mit inniger Liebe, und er freute sich außerordentlich, wenn sie ihn besuchten. Während der Ferien und an den hohen Festtagen stellten sie sich zahlreich bei ihrem früheren Lehrer ein und machten von seiner Gastfreundschaft gern Gebrauch. In dem Kreise dieser und anderer Kollegen fühlte sich Reimann wie in seinem Elemente, seinen Geist belebte wieder Jugendfrische, und die Gesellschaft ergötzte sich an seinen geistreichen Witz und Scherzen.

Nicht ohne Grund führte unser Komponist allgemein in Bekanntenkreisen den Ehrentitel: „Vater Reimann“; denn er wurde von den Grafschafter Lehrern wie ein Patriarch geliebt und hochgeschätzt. Jung und alt, Bekannte und Fremde fanden in seinem gastfreien Hause die freundlichste Aufnahme. Mit seltener Gefälligkeit stellte er den Besuchern seine Zeit, seine Muse und leider auch seinen Notenschatz zur Verfügung. Da viele Manuskripte an saumselige Chor-dirigenten verborgt wurden, so sah sie Vater Reimann nicht wieder. Auf diese Weise ist eine größere Zahl seiner Werke verloren gegangen.

Da Reimann kein Ausleiheverzeichnis führte, so kam bei ihm manches seiner Tonwerke in Vergessenheit. So erzählte er selbst folgenden Vorfall: „Ich kam einst nach Alldorf und trat unten in die Kirche, während ein Hochamt gefeiert wurde. Die dabei aufgeführte Messe kam mir sehr bekannt vor, doch konnte ich mich des Autors nicht erinnern. Nach dem Gottesdienste fragte ich nach dem Komponisten und erfuhr, daß ich sie selbst verfaßt habe. Vor vielen Jahren hatte ich sie nach Alldorf geborgt und seit dieser Zeit nicht wieder gesehen und gehört.“

Ein recht freundliches Bild zeigt uns ein Blick in das Familienleben des Tonkünstlers. Seine Frau, mit der er fünfunddreißig Jahre in glücklichster Ehe lebte, war ihm eine



treue Lebensgefährtin, die Freud' und Leid redlich mit ihm teilte. Sie schenkte ihm drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Die sorgfältige Erziehung und Ausbildung dieser ließ sich das Elternpaar besonders angelegen sein. Die Kinder wuchsen zur Freude ihrer Eltern heran, und während die Söhne zu geachteten amtlichen Stellungen gelangten, (der ältere Sohn ist der obengenannte Professor Dr. Heinrich Reimann in Berlin, der jüngere Franz Reimann wirkt als Chorrektor und Hauptlehrer zu Striegau in Schlesien), fand letztere als Frau eines biebren und braven Schmiedemeisters im Nachbardorfe eine gute Versorgung.

Im Jahre 1884 erlitt Reimann einen Schlaganfall, wodurch sein rechter Arm und die Hand so gelähmt wurden, daß er den Violinbogen nicht mehr mit den Fingern führen konnte, sondern die ganze Hand gebrauchen mußte. Der Anfall hatte eine Lungenenerweiterung im Gefolge, die ihm das Atmen und Gehen erschwerte. Diese Gebrechen und andere Umstände bewogen ihn, sein Pensionsgesuch einzureichen, auf Grund dessen er am ersten Juli 1885, nachdem er fünfundvierzig Jahre dem Staate und der Kirche, der Schule und der Gemeinde treu gedient hatte, in den Ruhestand versetzt werden sollte. Das Ruhegehalt wurde auf 720 Mk. festgesetzt.

Vierzehn Tage vor dem Termine der Pensionierung versammelten sich ehemalige Schüler, Kollegen und Freunde des Tondichters von nah und fern um an der von der Gemeinde Rengersdorf veranstalteten Abschiedsfeier teilzunehmen. Sein Herz ging über vor Freude, als er sah, wie ihm von allen Seiten Anerkennung und Dank, Liebe und Hochachtung entgegengebracht wurden.

Reimann gedachte den Lebensabend ganz der Muse zu widmen, aber der unerbittliche Tod durchkreuzte gegen Erwarten schnell seine Pläne. Schon drei Tage nach jenem schönen Feste, noch ehe er in den Genuß seiner Pension trat, endete ein zweiter Schlaganfall plötzlich sein Leben. Wahrscheinlich war

dies die Folge der freudigen Erregung, die den Greis an seinem Ehrentage so mächtig ergriffen hatte. Sein letztes Werk war ein Te Deum. Seine Beerdigung legte noch einmal davon Zeugnis ab, wie groß die Zahl seiner Freunde und Verehrer war. Sein schlichter Grabstein auf dem Kirchhofe zu Rengersdorf trägt die Inschrift:

„Die frommen Weisen, die zur Ehr' des Höchsten  
Du schufst in inniger Frömmigkeit,  
Sie mögen dich mit den Erlösten  
Einführen ins Reich der Ewigkeit!“

Fragen wir nach den Erfolgen, die das eifrige Streben und Schaffen dieses edlen Mannes hatte, so lautet die Antwort kurz: Äußere Glücksgüter waren es nicht. Reimann hat stets in bescheidenen Verhältnissen gelebt und ist gestorben, ohne Vermögen zu hinterlassen. Nur sein Verleger ist, wie er öfters scherzhaft und völlig neidlos erzählte, durch ihn reich geworden. Von dem Kardinal Fürsten Schwarzenberg in Prag erhielt er einmal ein Anerkennungsschreiben nebst fünfzig Gulden; von der Königl. Regierung zu Breslau wurde er mehrere Male mit kleinen Unterstützungen für Präparandenbildung und Hebung der Kirchenmusik bedacht. Anerkennungsschreiben sandten ihm auch Witt, Seidelmann, Brosig und viele hochgestellte katholische Geistliche aus Schlesien und Oesterreich. Von der vorgesetzten Behörde war ihm bei seinem Abschiede in Anerkennung seiner Verdienste das Allgemeine Ehrenzeichen zugedacht worden, aber Reimann lag bereits im Grabe, als man es ihm überreichen wollte.

Mag auch der für Gottes Ehre begeisterte Komponist keine Glücksgüter gesammelt haben, so ist doch sein Nachlaß an Tonwerken für die Kirchenchöre von unschätzbarem Werte, und in diesen seinen Werken wird er fortleben.





Franz Thamm sen.,  
Bildhauer.



**S**u Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, zur Zeit der Sommerferien, unternahm der Rektor des Glaser Jesuiten-Kollegiums, mit Namen Stralano, eine Fußtour nach den vielgerühmten und vielbesuchten Saalwiesen an der Südostgrenze der Grafschaft Glaz. Er ging das Vieletal entlang und wandte seine Aufmerksamkeit sowohl den herrlichen Landschafts-



bilbern als den Bewohnern dieses schönen Tales zu. Sein scharfes Auge entdeckte gar manches Interessante, ohne daß ihn ein Reisehandbuch von Baedeker, Wörl u. s. w. darauf hinwies.

Als er durch Bielendorf wanderte, bemerkte er einen Knaben, der vor der Thür eines ärmlichen Hauses saß und eifrig mit seinem Taschenmesser an einem Stücke Holz schnitzte. Stralano, ein geborener Italiener, war ein großer Kunstkenner und Kunstfreund. Er trat näher an den Knaben heran und erkannte an den geschnitzten Schäschen sofort, daß in dem Knaben ein hervorragendes Talent für die Bildhauerkunst schlummere.

Der kunstfinnige Jesuit unterhielt sich freundlichst mit dem kleinen Michael Klahr — so hieß der Knabe — sprach auch mit dessen Eltern und erbot sich, für seine Ausbildung in der Bildhauerkunst Sorge zu tragen. Das Anerbieten wurde mit großer Freude angenommen, und aus dem Knaben wurde ein berühmter Künstler.

Michael Klahr, der Sohn unbemittelter Eltern, wurde 1693 zu Bielendorf geboren und von den Jesuiten-Patres in Glas für die Kunst ausgebildet.

Zu jener Zeit wurde die Glaser Hauptkirche von hervorragenden auswärtigen Künstlern in ihrem Innern durchweg erneuert. Michael Klahr studierte die gediegenen Werke des Jesuiten Frater Andreas Pucci in Rom über Maler- und Bildhauer-Perspektive, und seine noch vorhandenen, im Besitze des Maler Heymann zu Landeck befindlichen Kopien lassen erkennen, daß er als Schüler Fleiß und Mühe angewandt hat, um sich zu vervollkommen.

Nach seiner Ausbildung schlug Klahr seinen Wohnsitz und sein Atelier in Landeck, in dem Hause Ring Nr. 1 auf.

Von seiner hohen Begabung und seiner Schaffenskraft zeugen die in echt kirchlichem Stile geschaffenen Werke: Altäre, Statuen &c. in vielen Kirchen und auf öffentlichen Plätzen der

Grafschaft Glas. Hiervon seien nur erwähnt: In der Pfarrkirche zu Glas die herrliche Kanzel — sein Meisterstück, das er in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre (1717) fertigte — der Franziskus- und der Totenaltar, das Orgelgehäuse, die Beichtstühle. In der Kirche zu Landeck finden wir, dem Predigtstuhl gegenüber, ein Kreuzifix von Michael Klahr sen. Die Figur der hl. Maria Magdalena am Fuße des Kreuzes rührt nicht von Klahr her. Statuen der hl. Katharina und der hl. Barbara besigen die Pfarrkirchen in Konradswalde und Wilhelmsthal.

Aber auch über die Grafschaft hinaus war Klahr als vollendeter Künstler rühmlichst bekannt. Dies bezeugt die in Stein gearbeitete Statue der hl. Dreifaltigkeit auf dem Ringe in Olmütz, bei deren Einweihung durch den damaligen Kardinal und Fürstbischof von Olmütz die Kaiserin Maria Theresia zugegen war.

Sein letztes größeres Werk, die Dreifaltigkeits-Statue auf dem Ringe zu Landeck, ging der Vollenbung entgegen, als eine schreckliche Feuersbrunst am 8. März 1739, kurz nach Mitternacht, ausbrach. Sie zerstörte über sechzig Häuser darunter auch das Wohnhaus und Atelier unseres Künstlers.

Dieses Unglück und die Kriegsereignisse, sowie die Überanstrengung seiner geistigen und körperlichen Kräfte mochten die Ursache sein, daß seiner unermüdblichen Hand der Meißel entfiel. Er starb am 9. März 1742 im Alter von 49 Jahren.

Im Landecker Kirchenbuche ist verzeichnet:

„1742, den 9. März ist der Ehren Veste und Wohlweish Herr Michel Klahr Rathsverwandter allhier mit einem gesungenen Requiem sambt ganzer Schul zur Erden bestattet worden, zuvor kath. mit den hl. Sakramenten versehen, seines Alters 49 Jahr.“

Sein Sohn Michael wurde zwar auch ein tüchtiger Bildhauer, erreichte aber seinen Vater im Darstellen von Figuren nicht ganz; in Architektur und Ornamentik kam er dem Vater aber gleich. An ihn erinnert der prächtige, im edelsten Rokoko-Stil



gehaltene Hochaltar in der Pfarrkirche zu Landeck. — Die späteren Nachkommen des Meisters, die sich fast alle der Bildhauerkunst zuwandten, konnten sich mit dem Groß-, bezw. Urgroßvater nicht messen. Jetzt ist die Familie ausgestorben.

Die herrlichen Werke des Altmeisters Michael Klahr haben andere angeregt, ihm nachzustreben. Den hervorragendsten dieser Nacheiferer haben wir vor wenigen Monaten zur Erde bestattet; es ist der in den weitesten Kreisen bekannte Kunstbildhauer Franz Thamm, der ältere.

Franz Thamm wurde geboren am 19. Juni 1831 zu Oberthalheim, einer früher selbständigen, jetzt der Stadt Landeck einverleibten, einen Teil des Badebezirkes bildenden Gemeinde.

Seine Eltern waren arme Leute, die nur da, wo jetzt das Logirhaus „Hofburg“ steht, ein kleines Häuschen aus Holz mit etwas Feld ihr Eigentum nannten. Sein Vater, von Profession Maurer, war ein für die damaligen Verhältnisse nicht ungebildeter Mann; dessen Ehefrau war eine kräftige, gesunde Bauerntochter.

Obgleich das Elternpaar reichlich mit Kindern gesegnet und das Einkommen ein sehr geringes war, wuchs doch der kleine Franz zu einem geistig und körperlich gesunden Bublein heran.

In dem Thamm'schen Hause fanden sich am Feierabend die Nachbarn zu gemüthlichem Plauderstündchen ein, wobei sich unser Bublein nicht enthalten konnte, seine für ein Kind recht weitsehenden Ansichten frei zu äußern. Diese Einmischung in die Unterhaltung der Erwachsenen trug dem kleinen Buben nicht selten Tadel und den Titel eines „Naseweisen“ ein, der nach ihrer Ansicht den Eltern einmal viel zu schaffen machen würde.

Seine erste Anregung zur Kunst erhielt er bereits, als er kaum drei Jahre alt war.

Wie er selbst erzählte, wohnte zu jener Zeit bei seinen Eltern während der Badesaison ein Maler, der ein schönes Marienbild malte. Als dieser eines Tages vergessen hatte,

die Zimmertür zu schließen, war der kleine Franz durch die offenstehende Tür in das Zimmer getreten und beim Anblick des Gemäldes längere Zeit wie versteinert vor ihm stehen geblieben. Der Maler, der unterdessen zurückgekehrt war, hatte den Jungen in seiner Verückung beobachtet und äußerte zu dessen Eltern: „In diesem Kleinen steckt ein Künstler.“ Franzel wurde darauf des Malers Liebling, der ihn öfters auf seinen Spaziergängen begleiten mußte. Sicherlich ist dieser Verkehr nicht ohne Einfluß auf den Knaben gewesen.

Gelegenheit, selbst „künstlerisch“ tätig zu sein, erhielt der kleine Franz schon in seinem Knabenalter. Bei seinen Eltern hielt sich nämlich öfters ein Mann aus Gersdorf auf, den man als Herrgottschneider en gros bezeichnen könnte. Dieser schnitzte sein ganzes Leben hindurch nichts als Kreuzfigür und Kreuzes-Gruppen, mit denen er bis über die Weichsel hinaus zu Markte ging. Freilich ragten seine Leistungen nicht über das Handwerksmäßige hinaus, denn je nach der Größe schnitzte er bis ein Duzend Kreuzfigür in einem Tage. Doch besaß er infolge langjähriger Übung eine große Geschicklichkeit im Schnitzen; jeder Schnitt war sicher. Zudem hatte er gutes Werkzeug.

Franzel verfolgte die Schnitarbeiten, die der Mann auch im Thamm'schen Hause vornahm, mit großem Interesse, und der Nachahmungstrieb regte sich mächtig in ihm.

Doch „aller Anfang ist schwer“; das mußte auch der kleine Kunstjünger erfahren, zumal ihm als Werkzeug nur sein primitives Taschenmesser, und als Schleifstein die Backofenstufen zur Verfügung standen.

Franz wußte sich aber zu helfen. „Der liebe Gott hat ja Kartoffeln und Kohlrüben wachsen lassen“, dachte er bei sich. „Die sind nicht so hart wie das Holz und lassen sich leicht bearbeiten.“ Nun schnitt der Knabe aus Kartoffeln und Kohlrüben die denkbar verschiedensten Köpfe, die noch dazu hübsch weißgelb aussahen — so lange sie frisch waren. Nach einigen Tagen



aber waren die Gebilde zusammengeschrumpft und sahen so fahl aus wie Asche.

„Ach, wie schade!“ seufzte der Knabe, und nun sah er ein, daß er wieder nach dem Holze greifen müsse.

Not macht erfinderisch. Bald stellte sich der kleine Künstler aus abgebrochenen Holzbohrern, Meißeln, Messern zc. das notwendigste Werkzeug her. Nun schnitzte er frisch drauf los und zwar mit solchem Erfolge, daß er es wagen konnte, seine „Kunstwerke“ zum Verkauf anzubieten.

Da, mit einem Male, stellten sich seinem Streben neue Hindernisse entgegen. Es kamen teure Zeiten. Der Vater hatte wenig Beschäftigung als Maurer, und die Familie brauchte Brot. Eltern und Kinder mußten vom frühen Morgen bis zum späten Abend fleißig spinnen, um in der Woche wenigstens einen Taler zu verdienen. Auch Franz mußte tüchtig spinnen. Aber das Spinnen war nicht nach seinem Sinne, und deshalb warf er sich mit allem Eifer aufs Schnitzen, so zwar, daß er, wenn er nicht direkte Aufträge hatte, alle acht bis vierzehn Tage mit einem Korbe voll Schnitzwaren auf die umliegenden Dörfer hausieren ging. Diese Gänge brachten ihm neben Fleisch und Brot oftmals noch so viel in barem Gelde ein, als seine Eltern und Geschwister zusammen durch Spinnen verdienten.

Bei seiner Beschäftigung im Schnitzen versäumte Franz die Schule nicht, und die Schularbeiten verrichtete er mit Fleiß und Sorgfalt, so daß er stets zu den besten Schülern zählte. Seine Lieblingsfächer waren Geographie, Geschichte und vor allen andern das Zeichnen. In letzterem Unterrichtsgegenstande leistete er bald so Außerordentliches, daß die gesamte Lehrerschaft in Landeck, die Geistlichkeit und andere Personen von Stand, Verständnis und Bedeutung auf dieses seltene Talent aufmerksam wurden und Forthilfe und Förderung versprachen.

Trotz der vielen Beschäftigungen fand der Schulknabe immer noch Zeit zu körperlichen Übungen mannigfacher Art. Was Akrobaten, Seiltänzer und Kunstreiter dem Publikum zu

Landeck Wunderbares boten, das mußte mit einigen gleichgesinnten Kameraden nachgeahmt werden. Auch in diesen Kunststücken brachte es Thamm zu einer solchen Fertigkeit, daß er einmal für seine außerordentliche Geschicklichkeit, mit der er die Kunststücke eines Zirkus-Clown nachahmte, den Beifall der Zuschauer in Form einer Menge klingender Münzen im Gute nach Hause tragen konnte.

Gesund an Leib und Seele wuchs der Knabe heran und berechnete seine Eltern zu den schönsten Hoffnungen. Bei seinem Austritt aus der Schule schien ihm sein künftiger Beruf vorgezeichnet zu sein. Wie schon gesagt, hatten seine Kunstleistungen im Schnitzen bereits das allgemeine Interesse erregt, und viele Personen von Stand und Vermögen hatten ihre Hilfe — versprochen. Als es aber dazu kam, das Versprochene zu halten, da zogen die Gönner des Knaben und die Bewunderer seines schönen Talentes ihre hilfreiche Hand zurück. Die Eltern waren außer Stande, für die Ausbildung ihres Sohnes als Bildhauer etwas zu tun. Zu zögern war nicht lange, und so wurde aus dem vielversprechenden Kunstjünger ein — Schuhmacherlehrling. Die Gönner konnten das mit aller Seelenruhe ansehen.

Jetzt kamen harte Jahre für den Jüngling. Er mußte bis spät in die Nacht arbeiten, und zu essen gab es nicht viel. Da sein Vater kein Lehrgeld zahlen konnte, mußte der Lehrling im Elternhause essen, und da gab's bei dem schmalen Verdienste in den teuren Zeiten oftmals nichts Besseres als kalte Kartoffeln mit der Schale und etwas Mehlsuppe, was leider zur Folge hatte, daß der sonst kräftige Knabe körperlich sehr zurückblieb.

Trotz alledem nahm Franz seinen neuen Beruf ernst, so daß er sich durch Anständigkeit und Fleiß, sowie durch gute Führung das Wohlwollen seines „gestrengen“ Meisters Kretschmer in hohem Grade erwarb.

Dieser, sein Meister, war viele Jahre hindurch in Wien bei dem Hof-Damenschuhmacher in Arbeit gewesen, bei dem der



nachmalige Schauspieldichter Ferdinand Raimund seiner Zeit das Schuhmacher-Handwerk gelernt hatte. In der Kaiserstadt an der blauen Donau hatte der Meister Gelegenheit gehabt, sich einen gewissen Bildungsgrad anzueignen. Da er die Vorliebe seines Lehrlings für die Kunst kannte, so erzählte er ihm öfters, besonders wenn es galt, ihn spät abends bei der Arbeit munter zu erhalten, von Wien und seinen Kunstschätzen. Auf diese Weise wurde wenigstens das Interesse für die Kunst in dem Knaben wach erhalten.

Nach bestandener Gesellenprüfung ging Thamm in die Fremde, wo er sich hauptsächlich solche Werkstätten aussuchte, in denen er sich allseitig vervollkommen konnte. Überall genoß er bei Meistern und Nebengesellen die größte Achtung; war er doch ein zuverlässiger, fleißiger und geschickter Arbeiter.

Große Reisen hat jedoch der Handwerksbursche nicht gemacht; denn, um Zehrgroschen für solche zu erübrigen waren die Löhne zu niedrig, und zum „Fechten“ konnte er sich nur im äußersten Notfalle entschließen. Auch hatte er einen Abscheu vor den professionsmäßigen Fechtbrüdern, die auf größeren Wanderungen und in den Herbergen gleichsam wie Kletten sich den besseren Handwerksburschen anhängen. Überhaupt sah er stets auf guten Umgang und verkehrte am liebsten mit solchen Personen, von denen er auch für seine geistige Ausbildung etwas profitieren konnte.

Im vierundzwanzigsten Lebensjahre machte sich Thamm selbständig, und zwei Jahre spätere heiratete er die Tochter eines wackern Tischlermeisters in Schreckendorf.

Als ehrfamer Handwerksmeister mußte Thamm recht fleißig arbeiten, um soviel Ware herzustellen, als von ihm verlangt wurde. Da er sauberes Schuhwerk lieferte, so erweiterte sich der Kreis seiner Kunden stetig. Auch stellte sich reicher Kindersegen ein, und die hungerigen Mäuschen wollten „gestopft“ sein. Trotzdem war es ihm zuweilen möglich, seiner Lieblingsneigung zum Zeichnen und Schnitzen ein Stündchen zu gönnen.

Aus dieser Zeit sind noch einige Bleistiftzeichnungen vorhanden, die eine Sicherheit bekunden, wie sie manchem unserer heutigen Maler-Professoren zur Ehre gereichen würde.

So ging es einige Jahre unter beständigem Üben in den Mußestunden fort, bis selbst Fachleute ihm den Rat erteilten, doch allen Ernstes die Schuhmacherei beiseite zu legen und sich voll und ganz der Kunst zu widmen.

Doch das war leichter gesagt als getan. Als Schuhmacher war er von der Innung geprüfter und von seiner Kundschaft anerkannter Meister, als der er seine Familie, wenn auch nicht reichlich, so doch auskömmlich ernähren konnte, zumal ihm auch seine Frau als Gehilfin zur Seite stand. Als Künstler, gleichviel ob als Maler oder Bildhauer, mußte er immer noch viel lernen, und — würde vor allem auch soviel verdient werden, um seine zahlreiche Familie nicht Not leiden zu lassen? Das war für ihn als gewissenhaften Familienvater eine gar wichtige Frage.

Da aber einige Kunstfreunde nicht abließen, auf ihn einzureden, und da der Kirchenmaler Krachwitz in Frankenstein ihm, falls er zur Bildhauerei übergehe, für den Anfang Aufträge versprach, so entschloß er sich, das Gutachten eines tüchtigen Fachmannes einzuholen und nach seinem Räte zu handeln.

Zu jener Zeit lebte in Obergrund bei Zuckmantel in Oesterreich-Schlesien der Bildhauer Kuger, der sogar einige Zeit bei Canowa gearbeitet hatte und in der dortigen Gegend großes Ansehen genoß. Zu diesem entschloß sich Thamm zu gehen und nahm als Probearbeit ein von ihm gefertigtes Kruzifix zur Ansicht mit.

Kuger betrachtete die Arbeit lange, tadelte einige Kleinigkeiten und erklärte dann: „Nun, mein lieber Kollege! Da Sie so offen und ehrlich mich um mein Urteil und meinen Rat gebeten haben, will auch ich offen und ehrlich zu Ihnen sein. Sie werden vielleicht mir und meinen Söhnen Konkurrenz machen, aber ich will Ihnen offen gestehen: Sie sind jetzt schon in der Bildhauerkunst ein Meister. Studieren Sie nur recht



fleißig, üben Sie tüchtig, und schaffen Sie sich vor allem richtiges Werkzeug an; dann wird das Fehlende schon kommen!“

Hocherfreut über das Urtheil dieses Mannes kehrte Thamm nach Hause zurück, und da sein Gesell ihm während seiner Abwesenheit verschiedenen Schaden an der Arbeit gemacht hatte, entließ er ihn sofort, verkaufte die meisten zum Schuhmacher-gewerbe erforderlichen Werkzeuge und betrieb von da an dieses Handwerk nicht mehr.

Wohl könnte mancher Laie glauben, Thamm sei nun mit einem Male fertiger Künstler gewesen. Das wäre weit gefehlt. Im Gegenteil — je tiefer er in die Kunst eindrang, je mehr er sich vervollkommnete, um so mehr sah er ein, wie viel er noch zu lernen habe. Wo blieb das Verständniß für Anatomie? Wo blieb die Kenntniß der Proportionen des menschlichen Körpers? u. s. w.

Jetzt fing der Leidensweg erst recht an. Bei Tage zu studieren, das verbot die Arbeit und die Sorge um Brod. Deshalb hieß es: bei Tage arbeiten, und in der Nacht studieren! Das war schwer auszuführen. Woher sollte er die für seine Verhältnisse immerhin teuren akademischen Lehrbücher nehmen? Und als diese ihm nach und nach von seinen Gönnern theils geliehen, theils besorgt worden waren, da fehlte ihm das richtige Verständniß für den Inhalt, so z. B. für die vielen Fremdwörter und wissenschaftlichen Bezeichnungen. Manche Randbemerkung in den Studienbüchern giebt hiervon beredtes Zeugnis.

Türmten sich auch, wie aus dem Angeführten zu ersehen ist, die Schwierigkeiten haushoch vor ihm auf, so sagte er sich doch: „Mit Gottes Hilfe werde ich das Ziel erreichen, und wie ich ein tüchtiger Schuhmachermeister war, so will ich auch ein tüchtiger Meister in der Kunst werden.“ Und tatsächlich ließ sich der Fortschritt von einer Arbeit zur andern augenscheinlich wahrnehmen.

Besonders gut gelang ihm bereits in den ersten Werken die Ausführung der Köpfe, während die Gewandung noch

manchmal sehr „im Holze stecken blieb,“ wie sich der Bildhauer ausdrückt.

Die Frucht des Studiums der Anatomie zeigte sich bald in der wundervollen Ausführung von Kreuzigten, Auferstehungsfiguren u. s. w., obwohl man immer noch das Anklammern an Vorbilder und Meister aus vergangener Zeit bei seinen Schöpfungen bemerkte. Mit besonderer Vorliebe studierte er die in der Landecker Pfarrkirche vorhandenen Werke des oben genannten Bildhauers Michael Klahr.

Auf Anraten des damaligen Fürstbischofs von Breslau, Heinrich Förster, und durch das Studium von Lessings Laokoon nahm sein Geist freieren Aufschwung, und seine neueren Werke zeigten bald, daß dem Künstler geniale Kraft innewohne. Sein Ruf wuchs allmählich über sein engeres Heimatsländchen, die Grafschaft Glatz, hinaus, und die Aufträge mehrten sich.

So erhielt er auch den Auftrag, einen neuen Hochaltar für die Pfarrkirche in Köchendorf, Kreis Ohlau, zu bauen. Wohl war Thamm in Architektur kein Laie, da er auch diese eifrig studiert und im Kleinen geübt hatte. Aber nun mit einem Male ein größeres Werk zu schaffen und damit vor die Öffentlichkeit zu treten, das war nach Thamm's Ansicht doch zu viel verlangt. Meister Thamm war jedoch nicht der Mann, der vor einer schwierigen Aufgabe zurückschreckte. Mit Mut und Gottvertrauen ging er an die Zeichnung, die ohne Anstand genehmigt wurde.

Nun setzte er sich mit seinem Schwiegervater in Verbindung, der als Modelltischler in dem ehemaligen Eisenwerke zu Schreckendorf viele Jahre tätig gewesen und als sauberer und akkurater Tischlermeister bekannt war. Mit diesem vereint, baute er den Altar, der, nachdem er aufgestellt worden war, von seiten des Herrn Pfarrers und der Gemeinde ungetheilten Beifall fand.

Da sollte Thamm zum ersten Male des Schicksals, oder besser, der Menschen Tücke erfahren.



Kleinliche Neider schrieben an den Regierungsbaumeister, an dem Altare könne wohl unmöglich „etwas“ sein, da Thamm als ehemaliger Schuhmacher doch nicht das richtige Verständnis für Architektur haben könne.

Daraufhin wurde dem Pfarrer jede Zahlung an Thamm untersagt bis nach erfolgter Begutachtung durch den Regierungsbaumeister.

Das waren für Thamm böse Stunden des Harrens und der Erwartung, wie das Urteil wohl ausfallen würde, das ihn im schlimmsten Falle wirtschaftlich ruinieren konnte.

Doch — „ihr fannet Böses gegen mich, Gott aber wandte es zum Guten,“ dieses Wort paßte auch auf den gegebenen Fall.

Die Herren Vertreter der Regierung, Brennhausen und Blankenburg, fanden den Altar sowohl in der Gesamtwirkung als auch in den Einzelheiten für sehr schön, jedoch zu billig und beantragten — eine Prämie von hundert Talern. — Fast gleichzeitig bestellte auf dieses außerordentlich günstige Urteil hin der Herr Pfarrer in Niemen eine Kanzel und verschiedene Statuen.

So war nun das Geschäft im besten Gange; aber die Erfolge des Meisters ließen die kleinlichen Neider nicht schlafen. Mit diabolischer Bosheit flügelten sie allerlei aus, um ihn wieder „auf den Schusterschemel zu bringen,“ wie sie sich äußerten. Nicht nur dem damaligen Ortspfarrer, dem jedes Verständnis für Thamm's Streben abging, sondern auch den Auftraggebern lagen sie in den Ohren, als ob Thamm nicht fleißig arbeite, die Zeit verschlefe oder mit unnützen Tändeleien ausfülle u. dergl. mehr. Leider fanden die Verleumder auch Gehör.

Im Gegensatz zu dem Pfarrer waren die Kapläne P. Stehr und P. Ruschel, besonders aber P. Wolf, jezt Kuratus der Minoritenkirche in Glatz, aufrichtige Freunde und Berater des Meisters. Auch der damalige Pastor Koffler stand ihm mit Rat und Tat zur Seite.

Daß Thamm, der in seinem Berufe so große Energie zeigte, nicht energischer gegen seine Feinde vorging, gereicht ihm als Christ zur besonderen Ehre. Er hatte die Genugthuung, daß ihn der Pfarrer vor seinem Tode rufen ließ, ihm seine Gegner und deren Verleumdungen offenbarte und ihm die Hand zur Versöhnung darbot.

Dieses Vorganges sei hier nur erwähnt zum Verständnis seines nervösen Zustandes in seinen letzten Jahren.

Daß solche bittere Erfahrungen ihm den Aufenthalt in Landeck verleiteten und auf sein Streben, der christlichen Kunst zu dienen, einen Schlagschatten warfen, darüber darf sich niemand wundern. Bedeutende Männer, u. a. Professor Hübner, später Direktor der Dresdener Akademie, rieten Thamm ernstlich, die Kleinstadt zu verlassen und in die Großstadt zu ziehen, wo sein eigentlicher Platz sei.

Diesen Rat zu befolgen entschloß er sich auch und brachte den Entschluß im Spätherbst des Jahres 1870 insofern zur Ausführung, daß er zunächst allein nach Berlin reiste und sich dem Professor Drake vorstellte, bei dem er Anstellung als Gehilfe zu finden hoffte.

Der Professor nahm ihn freundschaftlichst auf; von einer Anstellung als Gehilfe wollte er aber nichts wissen, betrachtete ihn vielmehr als selbständigen Kollegen, dem er für die erste Zeit sein Haus und sein Atelier zur Verfügung stellte, bis er eine eigene Wohnung und Werkstätte gemietet haben würde. Sogar eine Arbeit in Sandstein für die neue Zions-Kirche, Christi Bergpredigt darstellend, wollte er ihm übertragen.

Das war großes Glück — sollte man meinen. Für Thamm aber war der Auftrag viel zu groß. Mit nur wenigen Talern in der Tasche war er nach Berlin gekommen, weil er hoffte, zuerst als Gehilfe sich mehr Geld zu verdienen. Auf eine solche Wendung der Dinge war er nicht vorbereitet. Sollte er sich dem Professor Drake, der ihm in so nobler Weise entgegengekommen, auch noch dahin offenbaren, daß er kein



Geld besitze? Was würde dieser dazu sagen? Würde er ihn nicht mindestens für anmaßend oder gar als Hochstapler ansehen? Dagegen bäumte sich Thamm's besseres Gefühl und Mannesstolz auf.

Was aber nun tun? Ja, wenn er wenigstens das Modell in Landeck ausführen könnte! Die Arbeit würde ihm hier weniger Kosten verursachen; auch bekäme er einen Vorschuß, und dann könnte er wohl die Ausführung in Sandstein in Berlin wagen. Wenn er nur erst einige hundert Taler hätte, dann ließe sich das Werk ganz gut ausführen.

Mit diesen Gedanken, aber unter Bemäntelung des wahren Sachverhalts seinem Gönner gegenüber, kehrte Thamm nach Landeck zurück und hoffte, aus einem der drei hier bestehenden Vorschußvereine einige Hundert Taler geliehen zu bekommen, nachdem er noch vorher in Berlin bei einem Herrn, der sich in Landeck als vermögender Kunst-Mäcen aufgespielt, vergeblich angeklopft hatte.

Aber auch in Landeck machte er bittere Erfahrungen. Während man für unsichere Kunden Geld in Menge hatte, gab es für den hochachtbaren und strebsamen Künstler nichts.

Das war für Thamm ein harter Schlag zu einer Zeit, in der ihm das Glück so freundlich winkte.

Die traurige Folge davon war, daß er auf die Ausführung des ihm von Professor Drake zugebachten Reliefs verzichten mußte.

Immerhin war sein Aufenthalt in Berlin nicht ohne Nutzen gewesen. Bei seinen Besuchen in den verschiedensten Ateliers hatte er doch so manchen Vorteil kennen gelernt. Vor allem ward ihm klar, daß zur Herstellung eines künstlerischen Modells unbedingt erst die Figur bloß — ohne Bekleidung — modelliert, ein „Nackt-Mt“ hergestellt werden müsse; erst dann könne die Gewandung aufmodelliert werden. Dies Verfahren hatte er zwar schon lange geahnt, aber es war ihm doch nicht klar zum Bewußtsein gekommen. Auch in Bezug

auf die verschiedene Behandlung der Gewandstoffe, ob Gewänder aus Wolle, Seide, Leinwand u. s. w. dargestellt werden sollen, brachte er manchen schätzbaren Wink mit nach Hause.

Was Thamm bei seinem ersten Aufenthalte in Berlin etwa noch versäumt hatte, das holte er im nächsten Jahre durch eine abermalige Reise dorthin nach.

Seine nun folgenden Schöpfungen zeigten abermals einen wesentlichen Fortschritt; insbesondere kamen die schönen Körperformen trotz der keuschen Verhüllung in der christlichen Kunst überall zur Geltung.

Aus dieser Periode seien erwähnt: die schönen Holzstatuen in der Kirche zu Reichenstein, die hl. Jungfrau Maria als Hauptfigur, Petrus und Paulus als Nebenfiguren; ferner eine Statue des hl. Antonius von Padua mit Christuskind aus Sandstein, im Auftrage des Grafen Stolberg für die Kirche in Peterswalde, und eine Nepomuk-Statue aus Sandstein für Ossig bei Striegau.

Aus dieser Zeit sei eine allerdings in bescheidenen Verhältnissen gehaltene Holzarbeit erwähnt, Maria, in den Wolken von reizenden Kinder-Engelchen umgeben, als „Mariä Himmelfahrt.“ Diese Gruppe, für den Bankier Jaques in Berlin gearbeitet, ging in den Besitz der hochseligen Kaiserin Augusta über, die davon gehört hatte und über das kleine Kunstwerk so entzückt war, daß sie es zu besitzen wünschte.

Es schickte sich auch, daß in jenen Jahren wiederholt bedeutende Künstler, wie Kupferstecher Mandel, nach Landeck zur Kur kamen, die unsern Meister natürlich öfters besuchten und für ihn unter einflussreichen Kurgästen Propaganda zu machen sich bemühten. So reifte allmählich, zumal unter dem Eindrucke des siegreichen Krieges von 1870 bis 1871 der Plan, im Kurpark zu Landeck eine Marmorbüste des glorreichen Kaisers und Königs Wilhelm I. aus sarrarischem Marmor aufzustellen und unseren Meister Thamm mit der Ausführung dieses Kunstwerkes zu betrauen. Eine Sammlung seitens



des Komitees brachte schnell einen Garantiefond von zweihundert Talern zusammen, so daß Thamm mit der Ausführung beginnen konnte.

Als die Büste im Sommer 1873 aufgestellt werden sollte, lehnten aber die Stadtväter jeden Beitrag zu den Herstellungskosten seitens der Stadt ab. In seiner Verlegenheit veranstaltete der damalige Bürgermeister Birke ein Konzert, das infolge größerer Spenden seitens einiger hochstehender Persönlichkeiten über 850 Taler einbrachte. Nun konnte dem Künstler nach Abzug der Kosten für den Restbetrag von nur 300 Talern die Büste abgekauft werden.

Hatte somit auch dieser Auftrag neben vielem Ärger nur einen mittelmäßigen Verdienst gebracht, so war Thamm's Ruf dadurch doch in die weitesten Kreise gedrungen; die Aufträge mehrten sich, und der Meister erzielte auch höhere Preise. Sein freilich noch sehr bescheidenes Atelier wurde der Zielpunkt des kunstliebenden Publikums. Da sah Thamm ein, daß er sich ein besseres Atelier schaffen müsse, und da ein solches nicht zu mieten war, so baute er sich im Jahre 1874 am Wege nach Karpenstein ein ganz idyllisch gelegenes Haus mit hübschem Ausblick in Gottes schöne Natur.

Den Sommer 1875 verlebte der Meister mit seinem Sohne Franz in Schönfeld bei Ingramsdorf, wo er für den dortigen Schloß-Umbau im Auftrage des Stadtrates von Korn in Breslau mehrere größere Sandstein-Arbeiten ausführte. Im Winter 1875/76 arbeitete er für Herrn von Korn für dessen Schloß eine „Gutenberg-Statue“ aus Sandstein. Diese Arbeiten gefielen dem derzeitigen Direktor der Berliner Bau-Akademie Lucae so wohl, daß er Thamm zu bestimmen suchte, abermals nach Berlin zu kommen. Auch zu Arbeiten für den Kölner Dom suchte man ihn zu gewinnen. Da er aber in der Heimat lohnende Aufträge erhielt, blieb er seinem neuen Heim in Landeck treu.

Von 1877 bis 1878 schuf Meister Thamm eines seiner schönsten und bedeutendsten Werke: eine überlebensgroße „Pietà“ aus Holz für die Kirche in Schreckendorf. Von den vielen günstigen Kritiken, die in den verschiedensten Zeitungen über das Werk gebracht wurden, sei nur die der „Schlesischen Volkszeitung“ hier angeführt. Sie lautet:

„Vor einigen Tagen stand im Atelier des Bildhauers Franz Thamm ein vollendetes Kunstwerk da und wurde später an seinen Bestimmungsort, die Kirche von Schreckendorf, überbracht: die schmerzhafteste Mutter mit dem Leichnam Jesu im Schoße. Ein vollendetes Werk christlicher Kunst: Aus den Armen Josephs von Arimathia und Nikodemus, vom Kreuze herabgenommen, hat Maria denjenigen wieder empfangen, den sie einst mit den Worten vom Himmel empfing: „Ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte“; sie beginnt das Opfer des Altars, das immerwährende. Zur Andeutung ist das linke Knie gebeugt, das rechte vorgestreckt, dient der heil. Hostie (dem Leichnam) zur Ruhe. Die rechte Hand trägt das Haupt, die Linke hat die linke Hand erfaßt; aufrecht, Haupt und Blick nach oben, im Angesichte jenen Müttertschmerz, verklärt jedoch in der Aufopferung des Gotteslammes, das hinweggenommen die Sünden der Welt, prägt diese Mater dolorosa so recht den Gedanken aus: Maria, das lebendige Kreuz, — Maria, der erste Altar, — Maria, der erste Priester. — Das Kunstwerk ist ganz und gar Thamm's eigenstes Werk. Die knieende, opfernde Stellung Marias, und die unvergleichliche, angeschmiegte Lage des Leichnams, die keine Spur von Steifheit an sich hat — die Unterschenkel sind am Boden nach rückwärts gelagert —, der schöne männliche, ebenmäßige Leib, die züchtige Erhabenheit der Leidenmutter sind seine eigentümlichen Vorzüge. Das Werk kann sich mit den anerkannten, meisterlichen Darstellungen dieses Gegenstandes voll messen. Es ist aus Holz und in reichlicher Lebensgröße ausgeführt. — Daß das Kunstwerk auch den



Zweck der Erbauung in eminentem Grade erreicht, wird Gott wissen.

Bezeichnend ist folgendes, dem Sinne nach wiedergegebenes Zwiegespräch eines ungläubigen Beschauers mit dem Künstler: „Machen Sie auch wundertätige Muttergottesbilder?“ — „Nun — es haben schon mehrere freireligiöse Herren hier gestanden und sich anständig benommen. Ob das kein Wunder ist?“

Als das Kunstwerk noch in dem Atelier aufgestellt war, kam eines Sonntags eine ganze Wagenreihe mit Personen der besten Gesellschaft aus Reisse, um es zu bewundern.

Für unsern Künstler begann nun eine Reihe von Jahren, die er zu den glücklichsten seines Lebens zählte. Er selbst stand im besten Mannesalter und auf der Höhe seines Schaffens. Dazu kam noch der Verkehr mit hervorragenden Künstlern, die damals öfter als jetzt Landeck besuchten. Erwähnt seien aus dieser Periode: Bildhauer Professor Streichenberg aus Berlin, der viele Jahre in Petersburg für den dortigen Hof gearbeitet hatte, und Maler Professor Steinbrück, der zuerst in Düsseldorf, dann in Berlin an der Akademie Lehrer gewesen war. Letztergenannter brachte die letzten Lebensjahre in Landeck zu, wo er auch begraben liegt. Professor Steinbrück, der als Lehrer gewöhnt war, mit unnachsichtlicher Strenge alles zu tadeln, was nicht absolut künstlerisch vollendet war, übte auf Thamm besonderen Einfluß.

An Aufträgen fehlte es von da an dem Meister nicht, und wenn er auch keine Reichtümer sammeln konnte, so waren die Aufträge immerhin lohnende. Auch Anerkennung und Ehrungen blieben nicht aus; diese machten ihn nicht hochmütig, sondern regten ihn zu neuem Schaffen an.

So folgten für die Kirche zu Schreckendorf im Auftrage des kunstsinigen Pfarrers Stehr vier lebensgroße Holzstatuen: der hl. Schutzengel mit Kind, der hl. Leonhard, Moyßius und Joseph. Für die renovierte Johanneskirche in Liegnitz wurden acht überlebensgroße Statuen angefertigt, darunter eine

Madonna mit Kind, die auch für die katholische Kirche in Potsdam und in Sandstein als Grabdenkmal nach Ludwigsdorf bei Neurode ausgeführt wurde.

Im Jahre 1880 unternahm Thamm mit seinem Freunde, dem Maler Neymann, eine Reise über Prag nach München, wo ihn Professor Knabel, der damals Leiter der bekannten Mayer'schen Kunstanstalt war, in echt kollegialer Weise aufnahm. Von da reisten die beiden Künstler nach Ober-Ammergau zum Passionsspiele, von dem Thamm persönlich in vielen Stücken sehr enttäuscht war; dann fuhren sie durch Tirol und das Salzkammergut nach Wien.

Wenn Thamm reiste, so tat er das durchaus nicht bloß als Künstler, sondern vor allem auch als großer Naturfreund, ja man könnte fast sagen Naturforscher. Seine Unterhaltungen mit Fachleuten auf diesem Gebiete waren hochinteressant und bekundeten nicht nur Verständnis für die Schönheiten der Natur, sondern auch tiefes Eindringen in ihre Geheimnisse.

Von dieser Reise zurückgekehrt, erwarteten den Meister neue Aufträge. Für das äußere Domportal zu Breslau sollte eine Statue der hl. Jungfrau Maria aus Sandstein hergestellt werden. Fürstbischof Herzog besichtigte das Werk, als es fertig war, persönlich im Atelier, sprach sich im höchsten Maße lobigend darüber aus und bestellte für das Josephstift zu Breslau eine Statue des hl. Joseph mit Kind, sowie mehrere kleinere Statuen für die Kapelle des eben genannten Stiftes.

Obenerwähnte Madonna für den Dom zu Breslau sollte ihrem Schöpfer noch eine weitere große Freude bereiten.

Es liegt wohl nahe, daß unser Meister sich oft darnach sehnte, Italien und seine Kunstschätze, die er in den Museen, so weit es ihm möglich war, studiert hatte, kennen zu lernen. Diesen Wunsch teilte eine kunstsinige, polnische Dame einem reichen Maler aus Warschau, Tepliz mit Namen, mit. Der Maler hatte von der herrlichen Madonna gehört und diese kurz vor der Aufstellung in Breslau gesehen. Von der Statue



ganz begeistert, sandte er nebst seinem Bildnisse dem Meister Thamm dreihundert Mark als Grundstock zur geplanten Reise.

Dadurch wurde es diesem möglich, im Frühjahr 1884 seine langersehnte Reise über Wien durch Steiermark und Kärnten nach Italien anzutreten. Sein erstes Ziel war die alte Dogenstadt Venedig. Von da ging es weiter nach Padua und Verona.

Leider hatte Thamm, durch sehr drängende Arbeiten beeinflusst, seine Reise zu spät angetreten; als er nach Italien kam, war es bereits Juni. Da er bei der überaus großen Hitze von fast durchschnittlich 40° R. wiederholt an Ohnmachtsfällen zu leiden hatte, und auch andere Reisende scharenweise wegen Typhus und Malaria aus Rom und aus dem südlichen Italien nach Deutschland heimkehrten, so riet ihm ein deutscher Arzt, falls er seine Familie nicht genügend versorgt wisse, seine Gesundheit oder gar sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen, sondern in die Heimat zurückzukehren.

Auf solche Vorstellungen hin entschloß sich Thamm, wenn auch schweren Herzens, sich dieses Mal mit dem Besuche von Oberitalien zu begnügen. Über Tirol und Bayern, wobei er nochmals München besuchte, kehrte er, an Geist und Körper gekräftigt, in seine Heimat zurück.

Obgleich somit der eigentliche Zweck der Reise verfehlt war, so hatte diese immerhin unserem Künstler viel Schönes und Anregendes geboten. Erfüllt mit neuen Plänen für die Zukunft und in frischer Schaffenslust ging er wieder in seine Werkstatt und arbeitete rüstig weiter.

Da bald in Holz, bald in Stein oder einem andern Material gearbeitet wurde, so erwiesen sich die Räume seines Ateliers als zu klein. Darum baute er noch eine dritte Werkstatt mit hellem Oberlicht, speziell für größere Steinarbeiten. Von solchen verdienen erwähnt zu werden: Ein Standkreuz bei der katholischen Kirche zu Landeck; das ganz besonders schöne Friedhofskreuz in dem Städtchen Jauernig

(Oesterreich-Schlesien); ein kleines Kruzifix aus larrarischem Marmor, im Auftrage der Gräfin Magnis in Niedersteine; eine lebensgroße Jungfrau Maria in Sandstein als Grabdenkmal für Pfarrer Martinez in Tscherneney und ein Hochrelief in Sandstein: Maria, sitzend, mit dem Jesuskinde auf dem Schoße, links und rechts zwei anbetende Engel, für das Kirchenportal in Lurahütte.

Außerdem schuf er noch im Verein mit seinem ältesten Sohne Franz eine große Anzahl kleiner Statuen. Nur einmal wurde er längere Zeit verhindert zu arbeiten, und zwar durch eine bössartige Krankheit infolge Muskelexzess zwischen Brust und Arm, die er sich beim Abladen eines schweren Steines zugezogen hatte. Durch operativen Eingriff des Arztes, des Geheimrates Dr. Langner, der aus Hochachtung gegen den Künstler den Patienten wiederholt besuchte und in uneigennützigster Weise behandelte, wurde das Übel gehoben.

Im Jahre 1885 erhielt Thamm von dem bereits oben erwähnten kunstsinigen Pfarrer Stehr in Schreckendorf — jetzt als Bahnstation „Seitenberg a. d. Biele“ bekannt — den Auftrag, zur Vollenbung der Ausschmückung der Kirche einen Relief-Kreuzweg zu schnitzen — ein Auftrag, den er schon wiederholt ersehnt hatte, ihn aber bisher nicht erhalten konnte, weil keiner der Auftraggeber sich entschließen wollte, mehrere Jahre zu warten, bis das Werk hergestellt sei.

Da die Vorbedingungen mit den Wünschen des Meisters zusammentrafen, so warf sich dieser mit einem wahren Feuereifer auf die Komposition der einzelnen Stationen, die den Beifall des Auftraggebers und aller Kunstfreunde in solch hohem Grade fand, daß er bald die Ausführung in Holz beginnen konnte. Diese Arbeit, mit dem Entwurfe zusammen, nahm allerdings einen Zeitraum von drei und einem halben Jahre in Anspruch.

Durch die Thamm'schen Arbeiten hat die auch sonst geschmackvoll ausgestattete Kirche in Schreckendorf einen Ruf



erhalten, wie kaum eine andere in der Grafschaft Glatz, so daß jährlich Hunderte von Kurgästen Landeck's auf ihren Ausflügen in die Umgebung des schönen Badeortes nicht verfehlen, auch der Kirche von Schreckendorf einen Besuch abzustatten und an deren Kunstwerken sich zu erbauen.

Leider hatte diese große Komposition ihren Schöpfer zu sehr angestrengt, so daß sich bei ihm eine Nervosität einstellte, die das Schlimmste befürchten ließ. Infolgedessen entschloß sich sein zweitältester Sohn Paul, nachdem dieser das Gymnasium in Glatz absolviert hatte, der Bildhauerkunst sich zu widmen und unverzüglich in das Atelier seines Vaters einzutreten. Auch in dem jüngeren Sohne Adolf erblühte dem alten wackeren Meister ein begeisterter und begabter Kunstjünger. So fehlte dem Vater die nötige Unterstützung nicht, selbst als der älteste Sohn Franz sich von dem Geschäfte löste und ein eigenes Atelier gründete.

Im Verein mit seinen beiden Söhnen Paul und Adolf schuf der greise Künstler noch eine größere Anzahl von Werken in Stein und Holz, z. B. die schöne Pietà aus karrarischem Marmor als Grabdenkmal nach Seitendorf bei Frankenstein, einen „Grabengel“ in Landeck und eine Immaculata in Brodnica, Provinz Posen; letztere beiden aus Sandstein. Bei diesen Werken ließ sich der Meister wenigstens die letzte Korrektur nicht nehmen.

Als Lehrmeister war Thamm auch gegen seine Söhne ungemein streng. Nur selten kam ein Wort des Lobes, um so öfter aber rücksichtsloser Tadel über seine Lippen, der aber seine Söhne, die ihren Vater ja genau kannten, in ihrem Eifer und in ihrer Begeisterung für die schöne Kunst nicht ermüden machte. Diese strebten vielmehr dahin, sich zu vervollkommen, um endlich ihren gestrengen Meister zufrieden zu stellen. Mit welchem Erfolge dies geschah, sollte sich bald zeigen.

Als die „böse“ Influenza die europäischen Länder heimsuchte, da erfaßte sie auch Thamm mit solcher Gewalt,

daß er viele Wochen nicht unbedenklich krank danieder lag, und seine geistigen und körperlichen Kräfte große Einbuße erlitten. Dies zeigte sich besonders, als er im Jahre 1893 mit dem ehrenvollen Auftrage betraut wurde, für die neue „Kalvarie“ zu Deutsch-Piecar bei Beuthen O. Schles. die fünfzehn Geheimnisse des hl. Rosenkranzes anzufertigen. Die schöpferische Kraft verließ ihn. Nur die „Geißelung“ und die „Dornenkrönung“ vermochte er selbst auszuführen. Aber auch diese Arbeit hatte ihn zu sehr angestrengt; denn im Herbst 1894 erlitt er mehrere Schlaganfälle, wodurch die rechte Seite und die Zunge gelähmt wurden.

Durch geschickte, ärztliche Behandlung erlangte er zwar seine freie Bewegung und die Sprache wieder, aber er blieb längere Zeit arbeitsunfähig.

Da die Schaffenskraft den Vater verließ, so übernahmen dessen Söhne die Ausführung des Auftrages. Sie stellten dreizehn Geheimnisse nach freier Komposition her und erwiesen sich hiermit als selbstschaffende Künstler, die trotz individueller Eigenart im wesentlichen Thamm's Schule erkennen lassen.

Diese ersten größeren selbstständigen Schöpfungen der Söhne des Meisters fanden den ungeteilten Beifall aller Kunstfreunde, die das Thamm'sche Atelier besuchten und das Kunstwerk besichtigten. Zu ihnen gehörte auch Se. Eminenz, der Kardinal Graf Schönborn, Erzbischof von Prag, der gelegentlich einer Firmungsreise dem Atelier einen längeren Besuch abstattete.

Die begabten, schaffensfreudigen, jugendlichen Künstler stellten auch nach eigener Komposition die schönen Kreuzwegstationen für die Mauritiuskirche in Breslau her.



Nachdem wir Thamm als genialen Künstler gezeichnet, möchten wir ihm auch als Mensch einige Zeilen widmen.

Der Meister war von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau. Seine Kleidung, seine häusliche Einrichtung, seine Lebensweise — alles war einfach und zeugte von seltener Anspruchslosigkeit. Gegen jedermann war er bescheiden, gefällig und liebenswürdig. Wer in die schönen blauen Augen geblickt, die hohe Denkerstirn betrachtet und in den edlen Gesichtszügen gelesen, der erkannte in ihm sofort den hervorragenden, für alles Schöne begeisterten Meister. Besucher waren in seinem Atelier gern gesehen, und wie oft er auch ersucht wurde, über seinen Bildungsgang als Künstler zu berichten, er tat dies immer mit Vergnügen. Schreiber dieser Zeilen hat manchen seiner Freunde zu dem interessanten Manne geführt, und stets war er willkommen. Alle, die den Meister persönlich kennen lernten, fühlten sich zu ihm hingezogen. Seine Erzählungen über die Kunst und über seine Erlebnisse waren ebenso interessant wie lehrreich.

Im Kreise seiner Freunde weilte der Meister gern. Zu seinem Lieblingsaufenthalte hatte er sich ein bescheidenes Plätzchen im Waldtempel erkoren. Hier sah man ihn in den Sommermonaten jeden Sonntag nachmittags im Kreise alter bewährter Freunde bei einem Glase Bier sitzen. Auf seinen Spaziergängen, auf dem Wege ins Gotteshaus traf man ihn selten allein; fast immer begleitete ihn seine Frau, ein Beweis, daß sein Familienleben ein überaus glückliches war. Die Liebe zu den Seinen überwog sogar die Liebe zur Kunst. Hätte ihm der Kunstgenosse in Obergrund s. B. gesagt: Du wirst Dir durch die Bildhauerkunst nicht so viel erwerben, wie Du als ehrfamer Schuhmacher verdienst, so wäre er den Seinen zu lieb gewiß beim Leisten geblieben.

Daß dem Meister, der sein Leben der christlichen Kunst geweiht hatte, ein echter religiöser Geist und ungeheuchelte Frömmigkeit innewohnten, braucht wohl nicht erst erwähnt zu

werden; denn ohne diese hätte er unmöglich solch herrliche Kunstwerke zur Erbauung der Beschauer schaffen können.

Über unseres Künstlers letzten Lebensjahre läßt sich nicht viel sagen. Wohl erholte er sich, wie bereits gesagt, von den Schlaganfällen wieder, so daß er, ein Zittern seiner rechten Hand ausgenommen, den freien Gebrauch seiner Glieder wieder erlangte. Mit inniger Befriedigung konnte er auf ein tatenreiches Leben zurückschauen und mit freudiger Hoffnung für die Zukunft auf seine Söhne blicken, die sich eifrig bemühten, das von ihrem Vater ererbte Talent auszubilden. Was er gegründet, ein renommirtes Bildhauer-Atelier, ein Spezialgeschäft für kirchliche Kunst, das sah er in seinem Sinne fortgeführt. So hätte er einen freud- und friedvollen Lebensabend genießen können, wenn nicht die Folgen seiner allzu großen geistigen und körperlichen Anstrengung in seinen früheren Jahren sich fühlbar gemacht hätten in Form nervöser Aufregung, die ihn nie zu wirklicher Ruhe kommen ließ. Sie war es auch, die ihn immer und immer wieder antrieb, sich an verschiedenen Arbeiten zu beteiligen trotz Abratens des Arztes und der Seinigen.

So kam es, daß der greise Künstler, nachdem er im Sommer 1901 bei verhältnismäßig guter Gesundheit und geistiger Frische seinen siebenzigsten Geburtstag im Kreise seiner Familie und lieber Freunde besonders festlich begangen hatte, nach Ablauf der wärmeren Jahreszeit sichtlich zusammenbrach. Wohl raffte er sich immer wieder mit Anstrengung aller Kräfte auf, um eine für Schömburg bei Landeshut bestimmte Ecce homo-Statue zu vollenden. Einige Tage vor Weihnachten jedoch mußte er seine geliebte Werkstatt, in der er so viel Schönes zur Ehre Gottes und zur Belehrung und Erbauung der Mitmenschen geschaffen, für immer verlassen. Ein intensiver Frost, der sich durch kein Mittel beseitigen ließ, nötigte ihn,



das Bett aufzusuchen. Von da ab verließen ihn die Kräfte zusehends. Sein Geist jedoch arbeitete mit solch fieberhafter Hast Tag und Nacht, daß man selbst noch wenige Stunden vor seiner Auflösung deutlich wahrnehmen konnte, wie seine Hand immer noch formte und modellierte.

Am 21. Februar 1902, dem zweiten Freitage in der Fastenzeit, ließ ihn der Herr über Leben und Tod, wohl vorbereitet und gestärkt durch den Empfang der hl. Sakramente, zur ewigen Ruhe eingehen. Prophetischen Geistes hatte er selbst einen Freitag als Todestag vorausgesagt, da sich an den Freitag viele wichtige Begebenheiten in seinem Leben knüpften. Fast alle größeren Arbeiten hatte er an einem Freitage übernommen oder vollendet.

Am 25. Februar 1902 wurde seine irdische Hülle auf dem alten Friedhofe feierlich beerdigt, wobei ein überaus großes Grabgeleit bekundete, welche Liebe und Verehrung der Entschlafene bei den Bewohnern von Landeck und der Umgegend genoß. Aber auch in die Ferne trugen die Zeitungen in ehrenden Artikeln die Trauerkunde, und die herzlichsten Beileidskundgebungen bewiesen, daß sich Meister Thamm nicht bloß in seiner engeren Heimat Freunde erworben hat, sondern daß man ihm in den weitesten Kreisen ein ehrendes Andenken bewahren wird — selbst über das Grab hinaus.



## Joseph Plaschke,

Landchaftsmaler.



Louis Gerstner, Leipzig.

Die Kunst, Vogelreliefbilder zu wissenschaftlichen Zwecken sowohl, wie zum Schmucke von Zimmern herzustellen, ist eine Erfindung der neueren Zeit. Unseres Wissens nach fertigte die ersten derartigen Bilder ein Mönch in Tirol. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befaßte sich damit der Stubenmaler Larißch zu Mittelwalde in der Grafschaft Glatz.



Den Bildern gleichsam Leben einzufloßen, sie anziehend und volkstümlich zu machen: dieses Verdienst gebührt dem Maler Blaschke.

Joseph Blaschke wurde den 11. April 1828 zu Mittelwalde geboren. Sein Vater besaß ein kleines Haus und betrieb das Schneiderhandwerk. Joseph war das älteste von drei Kindern. Schon in früher Jugend spielte er gern mit Bildern. Er nahm bald ein großes, bald ein kleines Bild von der Wand, legte es auf den Fußboden, zeichnete mit des Vaters Kreide den Rahmen auf die Dielen und „malte“ mit Kreide eine Figur, gewöhnlich einen Vogel, hinein.

Vom sechsten bis dreizehnten Lebensjahre besuchte der Knabe die Volksschule in Mittelwalde. In den Mußestunden machte er sich Schleudern aus Holz und schoß nach Krähen, Rußhähern und anderen Vögeln. Den erlegten Vögeln rupfte er die Federn aus, legte sie der Reihe nach, d. h. so, wie er sie am Vogelförper angewachsen fand, auf einen Bogen Papier und nahm eine Zeichnung davon auf. Diese Zeichnungen hat er später sogar noch als Meister benutzt.

Das Stillsitzen auf der Schulbank, der stundenlange Aufenthalt in der Stube, die Beschäftigung mit Buchstaben, trockenen Zahlen und anderen leblosen Dingen sagten dem Knaben durchaus nicht zu. Mit Ungewalt fühlte er sich hinausgezogen aus dem engen Raume, hinaus in die freie Natur, zum Wasser und zum Walde, zu den Feldern und Wiesen; dort war es schön; dort herrschte Bewegung und Leben. Die Blumen in ihrer Pracht, die Vögel in ihrem bunten, glänzenden Gefieder, die lustig im Bache spielenden Forellen waren ihm tausendmal lieber als die Zahlen und Buchstaben. Die Versuchung, die Blumen zu betrachten und den Vögeln und Fischen nachzugehen, war so stark, daß sich der Schüler sogar vom Unterrichte fernhielt, und anstatt in die Schule zu gehen, in den Wäldern und auf den Feldern umherstreifte. Gewöhnlich versteckte er sich auf dem Schulwege unter einer

Brücke und nahm dem jüngeren Bruder das Versprechen ab, ihn nicht zu verraten. In seinem Versteck wurde ihm die Zeit nie zu lang; denn ab und zu kam ein Vogel in seine Nähe, den er scharf beobachtete.

Selbstverständlich beschwerte sich der Lehrer beim Vater über den unregelmäßigen Schulbesuch des Knaben. Darauf erhielt er gewöhnlich zur Antwort: „Ich schicke den Joseph alle Tage zur Schule; aber der Bube treibt sich lieber auf den Feldern und im Busche umher.“ Trotz strenger Bestrafung war dem Knaben das „Hinter die Schule gehen“ nicht ganz abzugewöhnen.

In der Nähe von Blaschke's Vaterhause wohnte der bereits genannte Stubenmaler Larißch. Dieser beschäftigte sich nebenbei mit dem Ausstopfen von Vögeln und fertigte auch Vogelbilder aus Federn an, aber nicht in Relief, sondern flach. Erzeugnisse seiner Kunst sind heute noch in Mittelwalde und dessen Umgebung in großer Zahl vorhanden. Durch verschiedene Dienste, insbesondere als Laufbursche, suchte sich Blaschke die Gunst des Larißch zu erwerben und sich in dessen Hause Eintritt zu verschaffen. Mit großem Interesse sah er dem Meister zu, wenn er ihn bei seiner Nebenbeschäftigung antraf.

Larißch wollte seine Kunst nicht der Öffentlichkeit preisgeben; sie sollte für andere ein Geheimnis bleiben, denn er fürchtete die Konkurrenz. Daher wies er den wißbegierigen Knaben kurz ab, wenn dieser sich über die Herstellung der „Vogelbilder“ Aufschluß erbat. Obgleich Blaschke von dem Maler weder die gewünschte Aufklärung noch irgend welche Anleitung erhielt, versuchte er dennoch solche Bilder herzustellen, da er einige Handgriffe dem Meister abgesehen hatte.

Blaschke's Großvater hatte die Fischerei im Mühlgraben gepachtet. Das war dem Enkel gerade recht, denn er erhielt die Erlaubnis zu fischen. Eines Tages zog er statt einer Forelle eine große Otter aus dem Wasser. Darüber entsetzte sich der



Bube keineswegs. Er tötete die Otter, zog ihr die Haut ab und füllte diese mit Sand aus.

Als Plaschke von der Schule entlassen worden war, sollte er, wie ehedem sein Vater, sein Großvater und Urgroßvater, das Schneiderhandwerk erlernen; aber Joseph war mit dem Plane der Eltern nicht einverstanden, sondern trat bei seinem Onkel, dem Steindrucker Plaschke zu Mittelwalde, in die Lehre. Da der neue Lehrling ein tüchtiger Zeichner, mit einer reichen Phantasie und dem richtigen Gefühl für das Schöne ausgestattet war, so hob sich das Geschäft seines Lehrmeisters sichtlich. Darüber erfreut, ließ der Meister dem Lehrlinge große Freiheit. So kam es, daß Joseph Plaschke während der vierjährigen Lehrzeit mehr Arbeitsgehilfe des Larisch, als Lehrling seines Onkels war. Er malte für Larisch Bilder, wozu ihm dieser die Farben lieferte. Für jedes Bild erhielt er fünfzehn Silbergroschen. Als Muster diente ihm die Natur: eine schöne Landschaft mit Bäumen, Sträuchern, Blumen und der blaue Himmel darüber.

Auch zum Stubenmaler bildete sich Plaschke bei Larisch aus. Statt des Lehrgeldes erhielt der Meister von dem Lehrling hundert Sänger, von deren Federn er Bilder herstellte.

Nach seiner Lehrzeit meldete sich Plaschke freiwillig zum Militär und diente von 1847 bis 1850 beim ersten Grenadier-Regiment zu Breslau. Von seiner Fertigkeit im Zeichnen und Malen machte er auch beim Militär Gebrauch, indem er Porträts seines Wachtmeisters und mehrerer Offiziere herstellte. Die Bilder gefielen, und die Herren zahlten ihm für jedes zwanzig Silbergroschen. Dadurch verschaffte sich Plaschke einen kleinen Verdienst, der ihm sehr wohlthat; denn die Eltern waren zu arm, um ihm eine Unterstützung zukommen zu lassen. Nur an seinem Geburtstage erhielt er von ihnen jedes Jahr einen Taler.

Als Soldat nahm er an einem Straßengefecht in Breslau und an einem Gefecht in Raschkow teil.

Nach seinem Abgange vom Militär wandte sich Plaschke der Dekorationsmalerei zu und erhielt Arbeit in Mittelwalde und dessen Umgegend.

Im Jahre 1855 kam er nach Landeck und ward in kurzer Zeit als Stubenmaler allgemein beliebt. Er gründete einen eigenen Hausstand, heiratete eine von den liebenswürdigen Töchtern des Mühlenbesizers Johann Franke in Niederthalheim und hielt sich Gehilfen und Lehrlinge. Gewöhnlich übertrug man ihm die Dekoration von Neubauten. Die letzten derartigen Arbeiten von seiner Hand waren die Ausmalung des Innern der katholischen Pfarrkirche und des neuen Rathauses zu Landeck.

Trotz seines Fleißes und seiner einfachen Lebensweise kam Plaschke in wirtschaftlicher Beziehung nicht vorwärts; denn die Stubenmalerei brachte zu jener Zeit kaum so viel ein, daß der Meister mit seiner Familie leben konnte. Dazu kamen große, pekuniäre Verluste, da einzelne Bauherren während des Baues fallierten und zahlungsunfähig wurden. Dadurch kam Plaschke um den wohlverdienten Arbeitslohn.

Angeichts solcher bitterer Erfahrungen entschloß sich Plaschke, seine handwerksmäßige Beschäftigung, die Stubenmalerei, aufzugeben und sich der Kunstmalerei und der Herstellung von Vogelreliefbildern zu widmen. Damit betrat er ein Gebiet, für das er von Jugend an wie geschaffen war. Seine Vogelreliefbilder fanden solchen Beifall, daß sie dem genialen Künstler nicht nur Auszeichnungen bei einer großen Anzahl von Provinzial-, Landes- und Weltausstellungen einbrachten, sondern ihm auch Aufträge von nah und fern verschafften. Von Auszeichnungen seien hier nur erwähnt: die goldene Medaille am Bande, I. Preis, Boston 1883; die silberne Medaille, Moskau 1891; die goldene Medaille, Ehrenpreis, Mödling bei Wien. Bestellungen auf Vogelreliefbilder liefen ein von hochgestellten Personen, von Geschäftshäusern, Gymnasien und anderen Unterrichtsanstalten in Deutschland, Österreich, Holland, Frankreich, Rußland, Nord- und Südamerika. Die Bilder wurden teils



zu Unterrichtszwecken, teils zur Ausschmückung von Wohnungen, insbesondere von Jagdschlössern, verwandt.

Bei der Herstellung von Bildern unterstützten den Meister seine drei Töchter und sein außerordentlich talentvoller Sohn, der seinen Vater im Zeichnen und Malen sogar überragte. Der Konsul Humbrecht wollte es dem jungen, vielversprechenden Künstler ermöglichen, die Kunstschule in München zu besuchen; der Plan kam aber nicht zur Ausführung, da der ebenso brave wie begabte Jüngling im blühenden Alter von zweiundzwanzig Jahren starb.

Das Interesse für die Natur war bei Plaschke im Greisenalter gerade noch so lebendig wie in seiner Jugend. Vor einigen Jahren bemerkte ich im Januar eines milden Winters eine gelbe Bachstelze (*Motacilla flava*) an der Biele in der Nähe der Stadtmühle zu Landeck. Die mich hochinteressierende Entdeckung teilte ich meinem Freunde Plaschke in der Voraussetzung mit, er würde darüber sehr erstaunt sein. Plaschke verwunderte sich nicht im geringsten über meine Mitteilung; denn sie war für ihn keineswegs eine Neuigkeit. Er hatte die Bachstelze schon lange beobachtet, ehe ich sie gesehen hatte und wußte, daß nicht bloß ein Männchen, sondern ein Pärchen dieser Vogelgattung ausnahmsweise sein Winterquartier an der Biele aufgeschlagen hatte. — In seinem letzten Lebensjahre, kurz vor seinem Tode, fing er in der „Garthe,“ einem Walde bei Landeck, vierundzwanzig Kreuzottern mittels eines Stockes mit zweifacheligem Ende.

Plaschke war von harmloser, fast kindlicher Gemütsart. Wenn er mit einem Freunde oder Bekannten zusammentraf, hatte er stets ein Scherzwort auf der Zunge. Er gehörte überhaupt zu jenen seltenen Menschen, die sich nie übermäßig aufregen, nichts übel nehmen, die niemanden lästig werden, die in Gesellschaften gern gesehen sind, zur Heiterkeit und zu gemüthlicher Unterhaltung anregen; zu jenen Menschen, die selbst bei bitteren Erfahrungen die Ruhe und die gute Laune nicht

verlieren. Seine Vogelreliefbilder kann man mit vollem Recht auch Spiegelbilder seiner Seele nennen. Wie heitrer, milder Sonnenschein wirkte sein Wesen auf diejenigen, die ihm nahe standen und mit ihm umgingen. Sein Familienleben war ein überaus glückliches. Die beiden ältesten Töchter verheirateten sich an hochgestellte und hochgeachtete Männer in Moskau, während die jüngste eine gute Versorgung in Landeck fand.

Plaschke starb als frommer Katholik am 30. Juli 1901 in einem Alter von dreiundsiebzig Jahren und drei Monaten. Seine Ehefrau folgte ihm nur wenige Monate später in die Ewigkeit.

Wir schließen diese Skizze mit den schönen Worten, die Johannes Raschke, Berlin-Steglitz, in den „Landecker Nachrichten“ dem heimgegangenen, eigenartigen Künstler widmete. Genannter Herr schrieb:

Landschaftsmaler Plaschke ruht jetzt in stiller Gruft von langjährigem sorgen- und mühevollen Schaffen aus; sein Ruf als Künstler eigener Art überdauert jedoch sein Erdenwallen. Die Empfänglichkeit seiner Seele für den weihervollen Frieden, den die Wälder der Bergriesen über die Täler der Grafschaft breiten, ließ ihn in dem Berufe eines Dekorationsmalers den Pfad finden, auf dem er zur Ausreifung seines Talentcs gelangen sollte.

Nicht zufällig ist es, daß in dem mit landschaftlichen Reizen reichgesegneten Landecker Tale neben Plaschke ein anderer über den handwerksmäßigen Rahmen hinaus zum Künstler sich ausbildete: Meister Thamm. Beide labten sich an der großen, erhabenen Seele des Weltenschöpfers, der hier die Wunder seiner Allmacht häufte; beide strebten, jeder in seiner Weise, nach Vollkommenheit, der eine auf realistischem, der andere auf religiösem Gebiet in der Kunst . . .

Der geneigte Leser möge diese Andeutung als einen flüchtigen Hinweis aufnehmen, wie in einem Gebirgstädtchen, fern vom Getriebe der großen Welt, Realismus und Idealismus



für ihre Kunstgebilde aus einer Quelle Anregung und treibende Kraft schöpfen.

Die Kunst, aus gepreßten Blumen und aus präparierten Insekten, namentlich Schmetterlingen, landschaftliche Gemälde herzustellen, hat wahrscheinlich auch Meister Pläschke, wie manchem anderen, Anregung geboten, zu gleichem Zweck Präparate von Wirbeltieren zu verwenden. Dem Maler mußte hier die Vogelwelt am nächsten liegen; die Sänger des Waldes sind zugleich dessen fliegende Farben. Pläschkes eigenartige Begabung zeigte sich hier in der scharfen Beobachtung des Tierlebens und in der naturgetreuen Wiedergabe der charakteristischen individuellen Gewohnheiten.

Die Natur kann man nicht wie fremde Sprachen hinter dem Ofen studieren; um hier zu lernen, zu beobachten und zu sammeln, muß man hinaus in Flur, Feld und Wald, an den rieselnden Bach, in das Schilf der Sümpfe, in Gestrüpp und Dornenhecken.

Pläschke war ein seltener Kenner der einheimischen Vogelarten und ihrer Gewohnheiten. Er fand die Nester wilder Tauben im tiefsten Versteck und beobachtete ihr Familienleben; die Züge des Blaukehlchens, der Bekassine zc. sagte er auf den Tag, fast auf die Stunde an; das Tun und Treiben der Wasserramsel lag ihm so offen dar wie sein eigenes Leben; der Eisvogel mochte seine Heimstätte in den steilsten Uferwänden anlegen, Pläschkes Scharfblick entging er auch hier nicht.

Die Naturtreue seiner Präparate, besonders aber ihre scharfgezeichnete Charakteristik, die ihnen ein lebendiges Gepräge verlieh, verschafften ihm einen Ruf, der weit über die Grenzen von Landeck und der Grafschaft hinausging. Wissenschaftliche Kreise aus allen deutschen Gauen wurden auf ihn aufmerksam; im weiteren Verlaufe gingen ihm für wissenschaftliche Zwecke Präparate aus Österreich, der Schweiz, aus Belgien, Rußland, Nordamerika und Brasilien zu. Überall fanden seine Leistungen

ungeteilten Beifall und volle Anerkennung. Der mächtige Aufschwung der Naturwissenschaften kam auch seiner Kunst zu gute.

Die bei seinen Präparaten in Anwendung gebrachte Methode beseitigte die Nachteile, die für die menschliche Gesundheit durch die Aufbewahrung ausgestopfter Tiere in bewohnten Räumen erwachsen können. Seine Bilder dienen in ungezählten Haushaltungen als Wandschmuck. Die besiedelten Bewohner von Wald und Feld, Wiese und Aue zogen gleichsam als Hausgenossen ein. Die Kunst Pläschkes wurde populär.

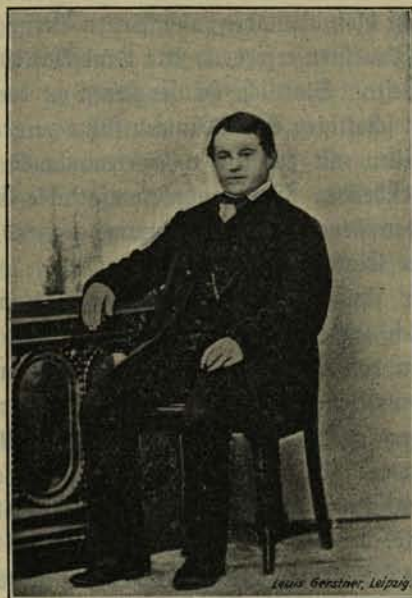
Durch sie wurde ein wertvolles Verbindungslied mit der Natur geschaffen; ein vorzügliches Anschauungsmaterial, namentlich für Kinder, war gegeben, Vogelarten kennen zu lernen, die man in der nächsten Umgebung entweder niemals oder nur selten zu Gesicht bekam. Es giebt wohl kaum eine vaterländische Vogelsippe, die nicht von Meister Pläschke in wirkungsvoller landschaftlicher Szenerie vorgeführt worden ist.

So hat Pläschke durch seine Kunst das Interesse für die farben- und formenreiche Schönheit der Natur, wie sie nächst den Blumen in der gefiederten Welt uns besonders entgegentritt, in weite Volkskreise getragen. Aus dem Volke hervorgegangen, nur auf die eigene Kraft angewiesen, errang er mit zäher Willenskraft einen Ehrenplatz im Volke.





# Franz Losky, Großindustrieller.



Wer als Tourist in der schönen Jahreszeit von Olaz aus das Bielefeld entlang bis zur Endstation Seitenberg gefahren, der steht hier vor einem so herrlichen Landschaftsbilde, wie er es sich kaum schöner denken kann. In der Nähe grüßen ihn der mit Tannengrün geschmückte Gulenberg und die Schreckendorfer Berge; etwas weiter entfernt erheben sich der sagenumwobene Kahle Berg, dessen bewaldeter Gipfel den Titel Lügen straft, der Kreuzberg mit einem Marmorbruche, das



Mühlkuppel und der Schwarze Berg mit einem langgestreckten Kamm. Über alle diese Berggipfel ragt in seiner urkräftigen Gestalt der Glaser Schneeberg mit dem Kaiser-Wilhelmsturme empor. Wie ein König, dessen Thron Jahrtausende den Stürmen widerstanden, schaut der Schneeberg gleichsam auf die Vorberge zu seinen Füßen herab. Er ist das Reiseziel der meisten Touristen.

Aber nicht bloß die nahen und fernen Berge sind es, die das Herz des Touristen erfreuen; das Landschaftsbild hat auch noch andere Reize. Stattliche Häuser stehen an der Dorfstraße; eine Allee von schattigen Hornbäumen führt zu großen Fabrikgebäuden; Villen mit künstlichen Gartenanlagen zeugen von dem hier herrschenden Wohlstande; komfortable Gasthöfe, den Ansprüchen der neueren Zeit Rechnung tragend, laden den Wanderer zur Einkehr ein.

Wer vor fünfzig Jahren die Gegend gekannt hat und einen Vergleich zwischen der Vergangenheit und Gegenwart zieht, der kann den Aufschwung nicht genug rühmen, den die hier zusammentreffenden sogenannten Grunddörfer: Schreckendorf, Seitenberg und Gompersdorf seit einem Menschenalter genommen haben. Und diesen großartigen Aufschwung verdankt die Gegend einem kleinen, schlichten, anspruchslosen Manne aus dem Volke, der sich, begabt mit praktischem Sinn, durch unermüdlchen Fleiß, durch strenge Rechtlichkeit und Sparsamkeit, durch weise Benützung günstiger Umstände und Verhältnisse vom unbemittelten Glasschleifergesellen bis zum wohlhabenden Fabrikbesitzer und Großindustriellen emporgearbeitet hat. Sein Name lautet Franz Losky.

Losky wurde am 1. April 1811 zu Gläsendorf bei Reinerz geboren. Seine Eltern besaßen ein kleines Wirtshaus und soviel Feld, daß drei Kühe gefüttert werden konnten. Nach beendeter Schulzeit erlernte Franz die Glasschleiferei, arbeitete dann als Gesell auf verschiedenen Werken, zuletzt in Schreiberhau bei Hirschberg.

Von da rief ihn die Mutter — der Vater war inzwischen gestorben — zu ihrer Unterstützung ins Vaterhaus zurück. Er erfüllte diese Pflicht mehrere Jahre hindurch und übernahm dann auf Wunsch seiner Mutter die elterliche Besorgung. Zu seiner Lebensgefährtin erwählte er ein braves, wirtschaftliches und fleißiges Bauermädchen seines Heimatdörfchens, Namens Theresia Rentwig.

Das Haus des Losky lag an einem Bache mit starkem Gefälle. Die vorhandene Wasserkraft zur Anlage einer kleinen Glasschleiferei auszunützen, dahin ging nun der Plan des strebsamen, jungen Wirtes. Aber woher sollte er die Mittel nehmen zum Bau einer solchen Anlage? Dem unternehmungslustigen und tatkräftigen Manne machte diese Frage kein Kopfzerbrechen. Seine Frau hatte eine kleine Mitgift bekommen, er selbst hatte einige Taler geerbt, und so brachten Mann und Frau, wie sie mir selbst erzählt haben, ungefähr zweihundert Taler zusammen. Das war freilich keine große Summe, aber sie reichte hin, einige Baumaterialien zu kaufen und den Maurern und Zimmerleuten den Lohn auszuzahlen. Die Steine fuhren Losky und seine Frau selbst auf Karren herbei und verrichteten eigenhändig bei diesem Bau die anstrengendsten Arbeiten. Nach einiger Zeit stand die Schleiferei fertig da, und Losky war nun ein kleiner, selbständiger Schleifer.

Mit seiner Frau ging Losky nach Friedrichsgrund, und beide schämten sich nicht, das Rohglas in sogenannten „Buckelkörben“ von der Glashütte daselbst auf sehr beschwerlichem Wege nach dem über eine Meile entfernten Gläsendorf zu tragen. Hier wurde es geschliffen und Losky erhielt von den Besitzern der Glashütte den bestimmten Arbeitslohn.

Gern hätte sich Losky damit begnügt, aber ein Augenleiden machte ihm großen Kummer. Er war nicht mehr imstande, so stramm zu arbeiten wie bisher, und die Sorge für die Seinen brachte ihn auf den Gedanken, sich dem Glashandel zuzuwenden. Zu diesem Zwecke erwarb er eine Baude im Bade Reinerz,



kaufte das Rohglas in der nahen Glashütte Waldstein, ließ es in Gläsendorf schleifen und verkaufte die fertigen Glaswaren während der Sommermonate in Bad Reinerz.

Die Bekanntschaft mit den Badegästen führte allmählich zu größeren Bestellungen; es wurden Nachsendungen verlangt; größere Glashändler wandten sich mit Aufträgen an ihn, und hierdurch wurde das Fundament zu dem großartigen Fabrikationsgeschäft gelegt, welches heute noch in der dritten Generation der Familie blüht.

Der stets wachsende Umsatz machte es Losky immer schwieriger, von den Glashütten Friedrichsgrund und Waldstein soviel Rohglas zu erhalten, um den Bedarf seiner Kundschaft zu decken.

Die Glashütte Waldstein war Eigentum des Fürsten von Bücker auf Muskau. Ein Herr, mit Namen Warmbrunn, hatte sie auf einen Zeitraum von zwanzig Jahren gepachtet, trat jedoch von dem Pachtvertrage zurück, da er Vermögen genug besaß, um als Rentner leben zu können.

Die Gelegenheit, selbst Rohglas in ausreichender Menge herzustellen, war für Losky sehr günstig. Er hatte sich durch den Handel mit Glaswaren bereits ein kleines Vermögen erworben; aber reichte es hin, um all den Verpflichtungen nachzukommen, die ihm die Pacht der Glashütte auferlegte? Die Pachtsumme war zwar nicht hoch, aber, um die Löhne an die Glasmacher, die Glasschleifer und Arbeiter auszusahlen, dazu gehörte ein großes Betriebskapital. Konnten nicht auch Zeiten kommen, in denen Handel und Wandel stockten? Dann waren sein väterlich ererbtes Grundstück, sein bereits erworbenes Kapital verloren, und seine Nahrungsquelle war versiegt. Diese Erwägungen machten Losky bekümmert. Aber seine resolute Frau und seine Freunde ermutigten ihn, die Glashütte Waldstein zu pachten. Pfarrer Erner in Rückers bot ihm in freundlichster Weise größere Darlehen an, falls er deren bedürfe.

Endlich entschloß sich Losky, den kühnen Schritt zu wagen: er pachtete die Glashütte auf zehn Jahre. Mit der Pachtung wurde ihm zugleich das Vorkaufsrecht auf die Glashütte und die dazu gehörigen Grundstücke eingeräumt.

Losky hatte sich durch den jahrelangen Verkehr mit dem Publikum zu einem sehr praktischen Geschäftsmanne ausgebildet; dank seiner rastlosen Tätigkeit und Ausdauer, seiner Zuverlässigkeit und strengen Reellität erfreute er sich bereits eines guten Rufes in der Geschäftswelt. Da er nun als Pächter einer Glashütte leistungsfähiger geworden war, so erweiterte sich bald der Kreis seiner Kunden. Sein praktischer Blick zeigte ihm die Wege zu mancher Neuerung und mancher Verbesserung sowohl im gewerblichen, als im kaufmännischen Betriebe. Das Geschäft blühte und trug ihm so viel ein, daß er ohne Sorge der Zukunft entgegensehen konnte.

Da führten die Kriegsunruhen Ende der fünfziger Jahre für die Handelswelt schwere Krisen herbei. Auch Losky hatte darunter zu leiden. Dessenungeachtet löschte er nicht aus, sondern ließ voll weiterarbeiten und zahlte die Löhne an die Arbeiter wie bisher. Da keine Bestellungen einliefen, so vermehrten sich die Vorräte an fertiger Ware in bedenklicher Weise.

Um die aufgehäuften Warenbestände in Geld umzusetzen, nahm Losky Reisen nach Breslau auf. Große Wagen wurden schwer mit Kisten beladen, in denen sich wohlverpackt die leicht zerbrechlichen Glaswaren befanden. Im Gasthose zur Festschule auf dem Karlsplatze zu Breslau, wo sich die handeltreibenden Juden aus Posen und russisch Polen einfanden, hielten die Frachtwagen. Zuerst erhielten die Breslauer Kunden die bestellten Waren; dann knüpfte Losky mit den im Gasthose befindlichen Juden Geschäftsverbindungen an. Zuletzt trat er mit einem Haushälter, der Proben in einem Korbe trug, einen Geschäftsgang zu den Glashändlern in Breslau an, legte ihnen Proben vor und bot ihnen die Waren zum Kaufe an. Die Händler wählten sich Waren aus und machten ihre Bestellungen.



Eine Stunde später hatten die Kunden die gewünschten Waren im Laden, und Losky hatte sein Geld in der Tasche. — Bei dieser Gelegenheit nahm Losky auch größere Aufträge entgegen, die er in einigen Wochen in der nämlichen Weise erfüllte.

Diese Reisen hatten für Losky den gewünschten Erfolg: seine Vorräte im Warenlager verminderten, und die Aufträge vermehrten sich. Nach kurzen Pausen wiederholte er die Reisen, und es gelang ihm, alle seine Vorräte zu verkaufen.

Die Reisen per Achse waren sehr anstrengend und mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden. Das Fortschaffen der zerbrechlichen Ware mußte sehr behutsam und mit größter Vorsicht ausgeführt werden. Eine Reise von Waldstein nach dem ca. fünfzehn Meilen entfernten Breslau nahm eine ganze Woche in Anspruch.

Die Pachtzeit von zehn Jahren war noch nicht abgelaufen, da beabsichtigte Fürst Pückler, seine Besitzungen in der Grafschaft Glas zu verkaufen. Losky war entschlossen, die Glashütte Waldstein mit den dazu gehörigen Grundstücken zu erwerben, erfuhr aber ziemlich spät den Tag, der für den Verkauf bestimmt war. Er reiste nach Muskau, aber seine Konkurrenten kamen ihm zuvor. Noch ehe er sich beim Fürsten angemeldet, hatten sie bereits die Glashütte Waldstein gekauft.

Darüber ärgerte sich Losky, ließ jedoch den Mut nicht sinken. Sofort entschloß er sich, aus eigenen Mitteln eine Glashütte zu errichten. Aber wo?

Sein Blick richtete sich auf die Gegend um Frankenstein und auf das Bielethal. Dort lagerten große Vorräte von Sand, dessen er zur Glasfabrikation bedurfte, hier waren es der Holzreichtum und die Wasserkraft, die für eine solche Anlage günstige Aussicht darboten.

Losky wandte sich mit einer Anfrage, in der er seinen Plan darlegte, an die Gutsherrin von Seitenberg, die Frau Prinzessin Marianne der Niederlande, und fand bei ihr wohlwollendes Entgegenkommen und großes Interesse für sein Projekt.

Das war leicht erklärlich. Die hohe Gutsherrin besaß am unteren Ende von Schreckendorf eine Eisengießerei und einen Eisenhammer. Dieses Werk verzinst sich jedoch nicht, ja es erforderte sogar steten Zuschuß von seiten der Besitzerin. Die Prinzessin war eine hochbegabte, energische Frau; sie revidierte die Geschäftsbücher ihrer Beamten selbst und entschloß sich Anfang der sechziger Jahre, den Betrieb des Eisenwerkes einzustellen und die Gebäude bis auf zwei Wohnhäuser niederzulegen. Was sollte aber mit dem Holze in den ausgedehnten herrschaftlichen Forsten geschehen? Die Holzpreise standen damals so niedrig, daß dadurch kaum die Schlage- und Rückerlöhne gedeckt wurden. Trotz des niedrigen Preises fanden sich nur spärlich Käufer.

Losky beabsichtigte eine Glashütte anzulegen, die jährlich mehrere Tausend Raummeter Holz verbrauchte; darum war er der Herrschaft sehr willkommen.

Nun sah sich Losky nach einem geeigneten Plage um, auf dem er die Anlage errichten wollte. Hierbei bewährten sich wieder seine große Umsicht und sein praktischer Scharfblick. Seine Wahl fiel auf das herrschaftliche Terrain, wo die Biele einen großen Bogen beschreibt. Der obere Teil dieses Terrains zeigte sich zur Anlage eines Wehres und einer Wasserleitung als vorzüglich geeignet. Die beiden Endpunkte des von der Biele gebildeten Bogens ließen sich durch eine Straße leicht verbinden, und zu beiden Seiten dieser Straße bot sich genügender Raum zur Errichtung der Wohn- und Fabrikgebäude, wie zum Lagerplatze für die große Masse von Brennmaterial.

Es ist eigentümlich, daß Losky, ohne eine Ahnung davon zu haben, ein Terrain wählte, wo vor ungefähr hundert Jahren bereits eine Glashütte gestanden hatte. Zeugnis dafür geben:



die große Anzahl kleiner Häuser in dieser Gegend, die vielen Glascherben, die hie und da aufgefunden wurden, und der Name „Hüttenplan,“ der sich im Volksmunde erhalten hatte.

Die Frau Prinzessin begünstigte die Pläne Losky's außerordentlich. Sie überließ ihm trotz der Einwendung ihres Beamten die besten Äcker am Fuße des Eulenberges gegen eine mäßige Kaufsumme, schloß mit ihm einen langjährigen, für Losky sehr günstigen Kontrakt, worin sie sich verpflichtete, soviel Holz für die projektierte Hütte zu liefern, als diese bedurfte. Der Preis war für die ersten zwanzig Jahre ein sehr mäßiger. Das Holz wurde in den ersten Jahren aus den prinzlichen Wäldern bis zur Viele geschafft und auf dieser bis an den Fabrikplatz gestößt. Dieses einfache Verfahren kam später, in den siebziger Jahren, in Wegfall, da durch eingetretenes Hochwasser das Bett der Viele an vielen Stellen versandet wurde.

Im Jahre 1862 begann Losky mit dem Bau der Glashütte, eines Schleifwerkes und eines Wohnhauses. Zu der Glashütte legte die Frau Prinzessin den Grundstein, gab ihr den Namen und schenkte dem Bauherrn eine große Marmorplatte mit der Inschrift: „Oranien-Nassau-Hütte.“ Diese Platte schmückt noch heute den Eingang der Hütte.

Schreiber dieser Zeilen war damals Hilfslehrer in Schreckendorf und kann sich jener Zeit lebhaft erinnern. Als die Bewohner dieser Gegend sahen, welch große und kostspielige Bauten der schlichte Mann, der sich kaum merklich durch sein Äußeres von einem Arbeiter unterschied, auszuführen beabsichtigte, da hieß es allgemein: Entweder giebt die Frau Prinzessin das Geld zu diesem Baue, oder der Mann ist tollkühn und wird wirtschaftlich zu Grunde gehen, ehe er noch den Bau beendet hat. Die Kapitalisten dieser Gegend erwogen bereits, wie sie sich verhalten sollten, wenn sie Losky um ein Darlehen ersuchen würde; die Lieferanten der Baumaterialien, die Handwerker, die Handlanger und andere Personen, die an dem Bau arbeiteten, waren in Sorge, ob sie auch bezahlt werden würden. Aber

die Volksmeinung erwies sich diesmal als unrichtig, die Lieferanten und Arbeiter hatten sich unnötig gekümmert, und die Geldverleiher warteten vergeblich auf den Besuch des ihnen unbekannten Bauherrn. Losky bezahlte regelmäßig jede Woche alle Arbeiter, kaufte die Baumaterialien nur gegen bares Geld und schlug sogar Angebote von Darlehen seitens hiesiger Kapitalisten aus. Sein Vermögen reichte allerdings nicht hin, um die großen Baukosten zu decken und noch das notwendige Betriebskapital zu behalten; aber die Freunde, die er sich an dem Orte seiner früheren Tätigkeit erworben hatte, unterstützten ihn bereitwillig mit Darlehen, so daß er nie in Geldverlegenheit kam.

Nach zwei Jahren angestrengtester Tätigkeit waren die notwendigsten Bauarbeiten beendet. Eine große Glashütte mit allem Zubehör, ein stattliches Wohnhaus für die Familie des Bauherrn, freundliche, gesunde Wohnungen für die Arbeiter und ein Schleifwerk waren errichtet worden; daneben standen die Wirtschafts- und Lagergebäude; das Wehr und die Wasserleitung zum Betriebe des Stampf- und Schleifwerkes waren gebaut worden: der Fabrikbetrieb konnte beginnen.

Zu Anfang des Jahres 1864 zogen mit Losky neun Glasmacher und zwölf Glaschleifer von Waldstein nach Schreckendorf, und am 23. Februar 1864 wurde das erste Mal an dem neuen Ofen gearbeitet, nachdem Losky in Gegenwart sämtlicher Arbeiter ein Gebet, das heute noch von den Besitzern der Fabrik aufs sorgfältigste aufbewahrt wird, gesprochen hatte.

Bei den Glasmachern hat sich die alte, schöne Sitte erhalten, vor Beginn jeder Arbeit gemeinschaftlich laut zu beten.

Von den Glasmachern, die mit Losky von Waldstein nach Schreckendorf zogen, leben gegenwärtig noch zwei; der eine dient der Firma bereits achtundvierzig Jahre.

Auch im Schleifwerk konnte der Betrieb im Februar 1864 eröffnet werden.



In der Glashütte wurde sofort nach Eröffnung des Betriebes ein zweiter Ofen errichtet, auf daß mit dem Schmelzen der Glasmasse abgewechselt werden konnte, und die Glasmacher nicht zu lange pausieren durften.

Die Frau Prinzessin nahm an der neuen Schöpfung und ihrem Gedeihen lebhaften Anteil und freute sich über die Fortschritte des Losky'schen Unternehmens. Wenn sie auf ihr Schloß in dem nahen Seitenberg kam, so galt ihr erster Besuch gewöhnlich der Glashütte. Im einfachsten Anzuge ging oder fuhr sie mit ihrer Kammerfrau dorthin, ließ sich über die Anlage sowohl wie über den Betrieb genau von Losky und seinen Leuten unterrichten, sprach in leutseligster Weise mit dem geringsten der Arbeiter und wurde von dem Hüttenpersonal hoch verehrt. Bei einem Besuche der Glashütte wollte ihr einmal ein Arbeiter eine ganz besondere Ehrung erweisen und redete sie in seiner Einfalt mit „Excellenz“ an, worüber die hohe Frau herzlich lachte. Die wohlwollende Gesinnung hat die Frau Prinzessin Losky und seinem Werke bis zu ihrem Tode bewahrt.

Daß Losky mit der Wahl dieses Platzes einen sehr guten Griff getan hatte, das stellte sich immer mehr heraus. In dieser Gegend lagerten nämlich verstreut große Mengen von Quarz, der Losky zu einem niedrigen Preise angeboten und angefahren wurde. Daraus wurde das sogenannte Kristallglas hergestellt, das reißenden Absatz fand. Diese bessere Glasart konnte wegen Mangel an Quarz auf der Hütte Waldstein nicht angefertigt werden. Es liefen bald so viel Aufträge ein, daß sich Losky gezwungen sah, ein zweites Schleißwerk zu errichten, das 1869 zum Betriebe kam.

Wenn Leute aus niederem Stande zu Vermögen, zu besseren Stellungen, zu Ämtern und Ehren gelangen, so kommt es nicht selten vor, daß sie sich ihrer Herkunft, ihrer Verwandten, ihrer früheren Stellung schämen und mit Verachtung auf ihre ehemaligen Standesgenossen blicken. Bei

Losky und seiner Frau zeigte sich keine Spur von Dünkel und Hochmut. Der sehr wohlhabende, ja in gewissem Grade reiche Fabrikbesitzer hatte weder Lust noch Zeit, sich um Auszeichnungen, Ehrenämter 2c. zu bewerben; er überließ es andern, sich um dergleichen eitle Dinge zu bemühen. Sein ganzes Streben ging dahin, sein Werk möglichst zu vervollkommen, niemanden und nichts zu vernachlässigen, in jeder Beziehung seine Pflicht zu erfüllen. Er drängte sich nicht in die Kreise der Vornehmen, gab keine leckeren und schlechteren Gastmähler, war aber wegen seiner Biederkeit und seines bescheidenen Wesens allgemein beliebt.

In seiner Hauseinrichtung offenbarte sich allerdings Wohlstand, aber auch hier waren prozenhaftes Wesen und übertriebener Luxus nicht zu bemerken.

Seine vom frühesten Morgen bis zum späten Abend beschäftigte, sehr energische Frau kleidete sich so einfach, daß sie von Fremden oft für einen Diensthofen des Fabrikbesizers gehalten wurde. Nicht selten ersuchten sie Herrschaften, sie bei der Frau des „Fabrikherrn“ anzumelden und waren ganz erstaunt, wenn sie aus ihrem Munde hörten, daß sie selbst die Hausfrau sei. Zu einem Festessen, zu einer Kaffeepartee oder Theegesellschaft, zu einem Spielkränzchen u. dergl. Vergnügen ging sie nie; sie meinte, dergleichen Zusammenkünfte seien nur für solche Leute, die sonst nichts zu tun hätten.

Seiner Arbeiter nahm sich Losky mit warmem Herzen an, und darum wurde er von ihnen wie ein Vater geehrt und geliebt. Gegen den geringsten seiner Arbeiter war er freundlich, half oder tröstete, wo er nicht helfen konnte. „'s werd immer wieder gehn“ pflegte er zu sagen, wenn einer seiner Arbeiter sich klagend und verzweifeln an ihn wandte.

Wie großes Vertrauen Losky zu seinen Arbeitern hatte, und wie hoch er tüchtige Arbeiter zu schätzen mußte, geht daraus hervor, daß die mit ihm von Waldstein nach Schreckendorf gezogenen Glasmacher sämtlich große Vorschüsse an Lohn



von ihm erhalten hatten. Diese Vorschüsse waren dadurch entstanden, daß die Leute gegen drei Vierteljahre beschäftigungslos waren, bis das Werk soweit fertig gestellt war, um mit den Arbeiten beginnen zu können. Die kleinste Summe, die ihm ein Glasmacher schuldete, betrug 500 Taler. Ein Arbeiter hatte sich sogar einen Lohn von 1100 Talern vorausbezahlen lassen. Diese Vorschüsse wurden natürlich in Schreckendorf allmählich bei der Lohnauszahlung in Abzug gebracht, und in einigen Jahren waren die Rechnungen ausgeglichen. Der Arbeitgeber verlor keinen Pfennig; er kannte seine Leute.

Ein tüchtiger Glasmacher verdient ein schönes Stück Geld, aber es vergehen mindestens sieben Jahre, ehe er vollständig ausgebildet ist, und gar mancher bringt es in seinem Leben nicht zur Meisterschaft. Die Arbeit ist sehr anstrengend, und der Glasmacher bedarf deshalb kräftiger Nahrung. Bei der Arbeit ist er großer Hitze ausgesetzt und weiß kaum, womit er den brennenden Durst löschen soll. Trotzdem ist die Beschäftigung gesund, und die meisten Glasmacher erreichen ein hohes Alter.

In wenigen Jahren hatte Losky nicht nur alle Bau-schulden bezahlt, sondern auch größere Kapitalien ausgeliehen. Innerhalb eines Zeitraumes von ca. dreißig Jahren hatte er sich vom mittellofen Glaschleifer bis zum sehr reichen Manne emporgeschwungen. Trotz dieser überaus günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse ließ er in seiner Tätigkeit nicht nach. Mit scharfem Blick überwachte er den ganzen Fabrik- und Geschäftsbetrieb. Bald arbeitete er mit der Feder im Geschäftszimmer, bald stand er bei den Glasmachern am Schmelzofen oder bei den Schleifern im Schleifwerk. Im Lagerraum gab er Anweisung über die Verpackung und Versendung fertiger Glaswaren, griff wohl auch selbst hie und da mit geübter Hand zu. Brachte ein Bauer auf seinem Brettwagen eine Ladung von Kieselsteinen, so schloß er selbst mit ihm das kleine Geschäft ab. Dabei war er niemals kleinlich

und knauserig, sondern freute sich, wenn er den Landleuten, die den Wert dieser Steine nicht kannten, mit einem ansehnlichen Betrage eine Freude machen konnte.

Da Losky das von ihm errichtete Werk gründlich kannte und sorgsam überwachte, so entdeckte er bald die kleinste Unregelmäßigkeit, Ungehörigkeit und Unordnung. Er war nicht aufbrausend gegen die ihm unterstehenden Arbeiter, wenn sie ihre Pflicht verletzten, sondern erteilte ihnen in aller Ruhe einen Verweis oder entließ sie zur Strafe, wenn er sich keine Besserung versprach. Die humane Behandlung wirkte besser auf die Arbeiter ein, als es schneidige, scharfe Worte vermocht hätten.

Sein einziges Vergnügen, das er sich zuweilen vergönnte, war ein gemütliches Solospiel (altes Kartenspiel) mit seinen Freunden.

Unerwartet starb der kräftige Mann am 24. Januar 1870, noch ehe er sein neunundfünfzigstes Lebensjahr vollendet hatte. Er hinterließ seine Frau, die ihn als Witwe um zweiundzwanzig Jahre überlebte, und fünf Kinder: zwei Söhne und drei Töchter. Laut Testament erbten die beiden Söhne die Glasfabrik. Das Zusammenwirken der beiden Brüder währte jedoch nur kurze Zeit; der ältere Bruder trat sein Eigentumsrecht gegen eine Abfindungssumme an seinen jüngeren Bruder Wilhelm ab, der nun die Glasfabrikation auf seine eigene Rechnung betrieb.

Wie sein Vater war auch Wilhelm Losky außerordentlich tätig und stets darauf bedacht, das Werk zu vergrößern und das Fabrikat zu vervollkommen. Er baute zwei neue Schleifwerke mit Familienwohnungen für die Glaschleifer und richtete mit großem Kostenaufwande die beiden Schmelzöfen zu der modernen Feuerungsmethode mit Siebertschen Regeneratoren ein. Nach dieser Methode wird das Brennholz im Regenerator in Gas verwandelt. Dieses unter die Häfen geleitete Gas bringt die darin befindlichen Materialien in un-



gefähr sechzehn Stunden zum Fluß, und wenn die Probe das „Fertig“ ergibt, beginnt die Arbeit der Glasmacher, die etwa zwölf Stunden dauert, bis die Häfen entleert sind. Durch das Holzgas wird dem Glase eine gewisse Weichheit verliehen, eine vorzügliche Eigenschaft, die es zu dem schwierigen künstlichen Schleifen geeignet macht.

Wilhelm Losky richtete auch die Glasmalerei und Druckerei ein, beschäftigte Glasgraveure, ließ ganz Deutschland und die Nachbarstaaten bereisen, besuchte die Leipziger Messe, und das von ihm hergestellte Glas fand Eingang in die entferntesten Länder.

Im Jahre 1876 vermählte sich Wilhelm Losky mit Elise, der ältesten Tochter des Kaufmanns Raffelt in Waldburg. Dieser Ehe entsprossen fünf Kinder, von denen zwei in früher Jugend starben.

Es war Wilhelm Losky nicht beschieden, sich lange seines Familienglücks zu erfreuen. In einem Alter von sechsundvierzig Jahren folgte er 1887 seinem Vater im Tode.

Sein ältester Sohn, der zu den schönsten Hoffnungen berechnete, starb im Alter von zwanzig Jahren in Dresden, wo er die höhere Handelsschule besuchte, an Blutvergiftung.

Die Witwe mit ihren zwei Kindern führt nun, unterstützt von den alten bewährten Beamten, das umfangreiche Geschäft im Geiste und Sinne des Gründers fort.

Nach dem Tode des Wilhelm Losky wurde das Werk noch bedeutend erweitert. Es wurden eine zweite Glashütte mit Wechselöfen, Familienhäuser in großem Maßstabe und zwei neue Schleifwerke erbaut. Diese letzteren wurden mit Dampftrieb eingerichtet, so daß zur Zeit die Anlage zu einer der bedeutendsten und leistungsfähigsten Glasfabriken Schlesiens gehört.

Es wird hier Krystallglas erster und zweiter Sorte hergestellt; das erstere zeichnet sich besonders durch Reinheit und

Glanz aus. Außer diesen Sorten wird auch Preßglas, weißes, halbweißes und farbiges Glas, letzteres in den modernsten Farben, erzeugt.

Besonders gut zu statten kam der Fabrik die Bielefeldbahn.

In der Losky'schen Glasfabrik finden gegenwärtig gegen dreihundert Arbeiter Beschäftigung, und über eine Viertel-Million Mark wird jährlich als Gehalt und Lohn an die Beamten und Arbeiter gezahlt. In der Arbeiterschaft herrscht ein guter Geist, und die Eltern in der Umgegend stellen ihre Söhne gern in die Reihen dieser Arbeiter. Somit ist das Werk des einfachen Mannes aus dem Volke ein Segen für die ganze Gegend geworden.





Selbstverlag von Adam Langer, Landeck i. Schlef.

## Rechenkästchen für Schule und Haus.

Von Franz Posner und Adam Langer.

Ausgabe Nr. 1 in großem Format für Schulen à 7,50 Mk.  
" " 2 " kleinem " . . . . à 0,75 "  
" " 3 " " " . . . . à 0,30 "  
Kästchen mit Reservekörperchen . . . . à 0,50 "

### Gebrauchsanleitungen.

1. Kleine Anleitung (nur für Kinderstuben) . . à 0,25 Mk.
2. „Der erste Rechenunterricht,“ von Ad. Langer,  
2. Aufl. 186 Seiten, in Leinwd. geb. . . à 1,80 "  
Prospekte mit Beurteilungen gratis und franko.

— \*

## 2 2 Aus Heimat und Fremde. 2 2

Gedichte von Adam Langer.

2. Aufl. der Gläser Feldblumen. Preis brosch. 1 Mk.

— ♡ —

Verlag von Edwin Runge, Gr.-Lichterfelde-Berlin.

## Erinnerungen aus dem Leben eines Dorfschullehrers.

Von Adam Langer.

2. Aufl. 350 Seiten. Preis: geheftet 3,50 Mk., gebund. 4 Mk.  
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

— ♡ —







Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

**D 988**



013-000988-00-0